

Das Fantasy Filmfest 2010

(von Sven Himmen, 12.09.2010)

Vorspann

Dieses Jahr ging das „Fantasy Filmfest“ in die vierundzwanzigste Runde und auch ich war wieder dabei. Zum vierten Mal in Folge mit einer Dauerkarte. Mein Ziel: So viele Filme gucken wie möglich. Ich wollte nicht jeden Film sehen, zu so etwas kann und sollte man sich nicht zwingen. Wie letztes Jahr hieß es: Wenn ich nicht mehr kann, keine Lust mehr oder Hunger hatte, würde ich einfach eine Filmpause einlegen. Warum auch nicht? Das ist der Vorteil an einer Dauerkarte. Man kann jeden Film des Festivals gucken, muss aber nicht. Man hat nicht diesen Guckzwang, den ein einzelnes gekauftes Ticket in einem auslöst. Ich wollte lediglich den Preis der Dauerkarte ausnutzen. Und das bedeutete: 21 Filme gucken. Und das tat ich auch. Ich lag sogar deutlich über dieser Zahl.

Aber ich möchte nicht zu viel verraten. Oder? Ach, was soll's: Ich habe DOCH alle Filme gesehen. Also natürlich nicht jeden Film des Festivals. Dazu hätte ich mindestens zwei davon besuchen müssen. Aber ich habe jeden MÖGLICHEN Film gesehen. Ich habe keinen einzigen Punkt auf dem Filmplaner ausgelassen. Filmplaner? Für die Unwissenden sollte ich das vielleicht kurz erklären:

Der Filmplaner des „Fantasy Filmfests“ funktioniert folgendermaßen: An einem Tag laufen bis zu zwölf Filme. Immer zwei parallel. Somit kann man an einem Tag ohne Zugriff auf eine Klonarmee oder Zeitmaschine höchstens sechs Filme sehen. Man muss also wählen in welchen Film man geht. Meistens klingt einer der beiden für einen selbst interessanter und so plant man dann die folgenden acht Tage. Auf diese Art ist es möglich, in acht Tagen bis zu 38 Filme zu sehen. Und das tat ich.

Ein Vorteil bei diesem Vorhaben ist für mich die Lage meiner Wohnung und die des Kinos. Mit der alle drei Minuten kommenden U-Bahn bin ich in etwa acht Minuten am Kino. Gleichzeitig ist das Kino keine fünf Minuten Fußweg von der Frankfurter Innenstadt entfernt. Ich kann also in aller Ruhe zu Hause frühstücken, dann losfahren und zwischen zwei Filmen sogar noch in die Stadt gehen und etwas essen. Für einen Film wird im Planer nämlich immer eine Zeit von 135 Minuten eingerechnet. Geht ein Film nur 90 Minuten, hat man also alle Zeit der Welt.

Dies wusste ich aber natürlich aufgrund der vorherigen Festivalbesuche alles bereits. Nur eine Sache war neu: Die Nachtvorstellungen liefen nun eine Viertel Stunde früher als letztes Jahr. Statt um 23:45 Uhr begannen sie um 23:30 Uhr. Das mag jetzt nicht wichtig erscheinen, für mich war es das aber, denn die letzte Bahn nach Hause fährt für mich um 1:30 Uhr. Somit war es früher immer recht knapp, sich einen Film von 90 Minuten Länge anzusehen, da diese manchmal ein paar Minuten verzögert begannen und man somit schon während des Abspanns aus dem Kino Richtung Bahn hetzen musste. Die dazugewonnene Viertelstunde sollte dafür sorgen, dass ich dieses Jahr jede Nachtvorstellung sehen konnte.

Aber so weit bin ich ja noch gar nicht. Erst einmal sollte der erste Tag des Festivals beginnen. Der nun folgende Text besteht aus vier Teilen. Der erste Teil ist dieser „Vorspann“. Dann kommt der Hauptteil namens „Hauptfilm“, bestehend aus Rezensionen jedes einzelnen Festivalfilms. Danach kommt der „Abspann“. Hier erzähle ich über besondere Ereignisse während des Festivals. Zuletzt kommt dann der Bereich „Boxoffice“. Eine mathematische Auswertung des Festivals, die selbstverständlich nicht zu ernst genommen werden sollte. Ich spiele einfach gerne mit Zahlen herum und wo kann man sich besser austoben, als bei einem Filmfestival?

Die Filmrezensionen sind natürlich rein subjektiv. Ich vergleiche die Filme auch nicht miteinander. Eine Trashfilm kann genauso gut abschneiden wie ein episches Drama. Es geht nicht um die Kosten, den Aufwand und so weiter. Es geht um das, was man von dem Film erwartet hat und ob diese Erwartungen erfüllt wurden. Mir geht es darum, was der Film erreichen wollte und ob er das geschafft hat. Die Bewertungen spiegeln nur meinen persönlichen Geschmack wieder und gelten zunächst nur für mich. Letztendlich muss jeder für sich entscheiden, ob er einen Film mag oder nicht.

Ich verteile am Ende übrigens Schulnoten. Das bedeutet: sehr gut, gut, befriedigend, ausreichend, mangelhaft, ungenügend. Es gibt nur glatte Noten. Die Noten dienen später im „Boxoffice“ der Schlussanalyse. Aber das werdet ihr schon sehen. Vor allem sind sie aber keine repräsentative Bewertung für andere. Sie stehen dafür, wie mir der Film im Rahmen des Festivals gefallen hat.

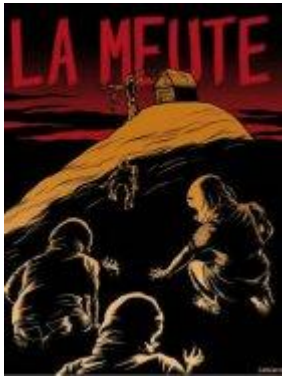
Abschließend weise ich noch darauf hin, dass ich selbstverständlich nicht zu viel über die Filme verraten werde. Es wird keine Erklärung des Schlusses oder ähnliches geben. Aber natürlich kann ich auch nicht gänzlich auf eine kurze Wiedergabe des Inhalts verzichten. Ich verspreche aber, dass ich hier niemandem einen Film kaputtschreiben werde.

Jetzt wünsche ich euch viel Spaß mit diesem Text. Ich weiß, dass er sehr lang geworden ist, dafür hat er aber auch viel zu bieten. Schnappt euch einfach etwas zu trinken, macht es euch gemütlich und genießt diesen Text so wie ich das Festival. Denn für mich ist das „Fantasy Filmfest“ vor allem eine Sache: Urlaub. Ich melde mich von allem wichtigen ab, bin nicht mehr erreichbar, blende meine Umwelt aus und lasse mich treiben. Und das solltet ihr auch.

Zur Übersicht hier die Liste der nun folgenden Filme: The pack, The killer inside me, The ape, We are what we are, The silent house, Frozen, Tetsuo: The bullet man, Two eyes staring, The last days of Emma Blank, Solomon Kane, Metropia, Reykjavik whale watching massacre, The experiment, The wild hunt, Gallants, Monsters, The last exorcism, Little big soldier, Stranded, Get shorty, Chatroom, Centurion, Hatchet 2, The Reef, Hidden, The human centipede, Four lions, Tucker & Dale vs evil, Ghost machine, The reeds, The nothing men, Black death, The loved ones, Evil: In the time of heroes, Clash, 14 blades, Harry Brown, Rubber.

Hauptfilm

The pack



Eine Frau fährt mit dem Auto durch die Welt. Man weiß nicht wo sie herkommt, geschweige denn wo ihr Ziel liegt. Während ihrer Fahrt durch die Einöden Frankreichs stößt sie auf eine Motorradgang und einen Anhalter. Erstere ignoriert sie, Zweiteren nimmt sie mit. Die Chemie zwischen den beiden scheint zu stimmen und irgendwann legen sie eine Fahrpause ein. Sie stoßen auf eine heruntergekommene Bar in der sie sich die Zeit mit Getränken und etwas zu essen vertreiben. Nach einiger Zeit verschwindet der Anhalter aber auf der Toilette und kommt nicht wieder zurück. Unsere Heldin geht dem Verschwinden (von dem ansonsten wohl niemand etwas mitbekommen hat) auf den Grund und stößt dabei auf ein grausames Geheimnis: Sie wird von der Barbesitzerin überwältigt und

erwacht eingesperrt in einem Käfig.

„The pack“ hat das Problem, dass er viel zu viel auf einmal sein möchte, dabei aber keines seiner einzelnen Elemente so richtig überzeugend umsetzt. Er beginnt als Roadmovie. Die Protagonistin hinterlässt aufgrund ihrer harten Tätowierungen („KILL“, „HATE“), der harten Metalmusik und der harten Mimik zunächst einen recht harten Eindruck, der sich aber schnell in einen Haufen Watte verwandelt, als die ersten Probleme in Form einer Rockergang auf sie einprügeln. Klar, unfaire Verhältnisse, dennoch hätte ich hier ein wenig mehr erwartet. Sie leidet eindeutig an Selbstüberschätzung. Alles, was sie anfasst, wendet sich zum Schlechten.

Aber zum Glück konzentriert sich der Film irgendwann auf ein anderes Genre und zwar auf das heutzutage immer wieder gerne genutzte „Gefangen und gefoltert“-Genre. Unsere Freundin wird in einen Käfig gesperrt, mit komischem Zeug gefüttert und bestraft, wenn sie sich wehrt. Kennt man alles bereits und wurde hier zudem ebenfalls nur recht oberflächlich behandelt. So wird ihr in einer Szene zum Beispiel „der Stuhl“ angedroht, wenn sie sich nicht benimmt. Ich war gespannt auf dieses ominöse Gerät. Was hatte man sich da wohl tolles einfallen lassen? Als sie dann darauf landet, weiß man aber gar nicht so genau, was das Ding jetzt eigentlich bewirkt, beziehungsweise was sie da nun genau eingeflößt bekommt und welchen Nutzen das ihren Peinigern bringt. Sehr enttäuschend.

Doch auch hier wird man als Zuschauer plötzlich wieder in eine andere Richtung gezerrt, denn dann kommt die letzte große Genrewendung auf einen zu, die ich hier aber nicht weiter erklären möchte. Da ich mich vor dem Festival nicht über den Film informiert hatte (Es liefen zur Eröffnung ja keine zwei Filme parallel, sondern nur einer. Also sah ich ihn mir sowieso an. Warum also etwas darüber lesen?), war dies die einzige Überraschung, die sich mir während der knappen 80 Minuten bot. Aber auch hier zog der Film wieder sein gewohntes Ding durch: Genrewechsel, dies aber nur sehr oberflächlich. Die Erklärungen für die nun folgenden Ereignisse interessierten einen schon fast gar nicht mehr und nach einem unspektakulären und eher enttäuschenden Finale war dann auch alles schon vorbei.

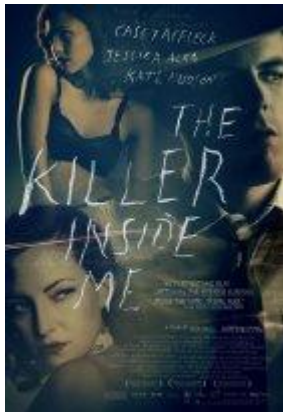
Letztendlich fand ich das Konzept und die Idee des Films interessant. Ein Film, der alles in sich vereint, was in den nun folgenden acht Tagen auf den Festivalbesucher einbrechen wird, ist sicherlich eine gute Idee für eine Einleitung gewesen. Leider ließ die Umsetzung sehr zu wünschen übrig. Alles in einen Topf zu werfen und dann kräftig umzurühren funktioniert eben nicht so einfach. Hier und da passten die Szenen einfach nicht zusammen.

Dafür hatte der Film trotz allem eine sehr düstere und dreckige Atmosphäre. Alles war voller Schlamm und Dreck und vor allem die Barbesitzerin spielt ihre Rolle im Gegensatz zur Heldin und dem mysteriösen Anhalter tadellos.

Es ist wirklich schwer, ein abschließendes Urteil zu fällen. Vielleicht versucht der Film einfach zu viel und man hätte sich besser auf weniger konzentriert. Auf der anderen Seite vereint er eben wie gesagt die nun folgenden Tage auf eine interessante Art und Weise. Das sollte man auf jeden Fall lobend erwähnen. Wenn man jemanden in das Horrorgenre einführen möchte, kann man bedenkenlos zu „The pack“ greifen. Hier bekommt man die größten Genres vereint zu Gesicht. Ein wenig enttäuscht blieb ich dennoch in meinem Kinossessel zurück.

Note: ausreichend.

The killer inside me



Der Polizist einer texanischen Kleinstadt in den fünfziger Jahren hat ein Problem: Er soll eine Prostituierte der Stadt verweisen, fühlt sich aber zu ihr hingezogen. Dies liegt vor allem daran, dass er seine sexuellen Gewaltphantasien an ihr ausleben kann. Diese Beziehung ist aber nicht sein einziges Problem, denn irgendwann bringt er die Prostituierte um und schiebt jemand anderem die Schuld in die Schuhe. Nun muss er seine Spuren verwischen und die ihn verdächtigenden Kollegen ablenken. Dafür muss er einen immer aufwändigeren Plan schmieden.

Zunächst einmal das größte Problem des Films: Die Sprache. Texanischer Kleinstadtakzent ist schlimmer als das in den hier umliegenden Dörfern gesprochene Hessisch. Gerne wäre ich aufgestanden und hätte englische Untertitel gefordert. Aber zum Glück war der Film nicht so kompliziert, dass man ihn nicht trotzdem verstehen konnte. Die Dialoge zogen sich durch das Verständigungsproblem jedoch etwas in die Länge. Aber das kann ich auch von den Dialogen auf den gesamten Film übertragen, dieser war mir nämlich viel zu langatmig..

Nächstes Problem: 120 Minuten war einfach zu lang. Es wäre ja in Ordnung gewesen, wenn der Film mich über diesen Zeitraum hätte mitreißen können, aber irgendwie bot er mir nichts Überraschendes, die Charaktere waren uninteressant und das einzige mich hin und wieder ablenkende Element waren die äußerst brutalen Mordszenen. Hier wurde dann plötzlich einfach mal ein oder zwei Minuten lang mit der Faust auf einen Frauenschädel einprügelt, der sich nach und nach in eine immer breiigere Masse verwandelt. Äußerst verstörend anzusehen aber definitiv nichts, was einen Film in meinen Augen aufwertet. Er wollte sein Publikum damit schocken, hat sein Ziel aber leider verfehlt, denn eine solche Szene trägt einen Film nicht von alleine. Es fehlte einfach an zu vielen anderen Stellen etwas, was die Warterei auf etwas spannendes rechtfertigte.

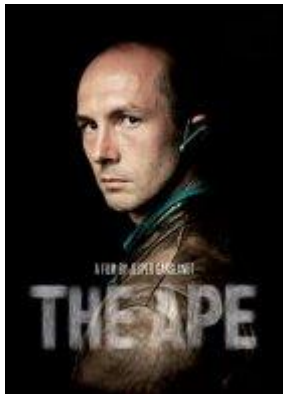
Und dabei ich ja eigentlich ein Freund von Filmen, die einen bösen Charakter in den Mittelpunkt rücken. „The last horrormovie“, „Mr. Brooks“ oder „Behind the mask“ wussten mich alle zu unterhalten. Sie hatten Charme und zogen sich nicht so in die Länge wie dieses Werk. Vor allem hatten sie aber interessante Charaktere zu bieten. Der Polizist aus „The killer inside me“ dagegen war mir durchgehend unsympathisch. Man mag nun argumentieren, dass er dem Zuschauer auch nicht sympathisch sein sollte. Dennoch hätte man ihn dann wenigstens so interessant gestalten können, dass man ihn nicht mit einem bloßen „Hat Gewaltprobleme!“ charakterisieren kann. Es werden zwar hin und wieder kleine Details aus seiner Vergangenheit eingestreut, doch war mein Interesse daran mit der Zeit einfach zu gering. Schade, denn die Schauspieler lieferten weitestgehend einen tollen Job ab.

Der Film fixiert sich auf wenige Charaktere, baut diese aus, lässt sie miteinander reden und schafft es so, dem Zuschauer jeden von ihnen vorzustellen. Schauspielerisch wird einem hier wirklich einiges geboten, schade nur, dass es sich in gähnender Langeweile verläuft, die sich lediglich in den Schlussminuten lichtet und einen tatsächlich einmal mitfiebern lässt.

Insgesamt ein schwacher Film, der mich ein wenig an „In the electric mist“ aus dem letzten Jahr erinnert hat. Wobei dieser wenigstens ein kleines mystisches Element hatte, was „The killer inside me“ wiederum vollkommen fehlte. Es handelt sich also um einen bodenständigen Thriller, der irgendwie nicht so richtig ins Festivalprogramm passen wollte.

Note: mangelhaft.

The ape



Ein Mann erwacht blutbeschmiert in seinem Badezimmer. Nach kurzer Überprüfung stellt er fest, dass es sich hier nicht um sein eigenes Blut handelt. Er zieht sich um und verlässt das Haus. Geht arbeiten. Einkaufen. Treibt Sport. Er scheint etwas verdrängen zu wollen. Aber was genau ist passiert?

Diese Frage stellt sich der Zuschauer etwa die erste Hälfte des Films. Man wird zu Beginn ins kalte Wasser geworfen, dann einfach lieengelassen und folgt nun dem Hauptcharakter durch dessen Alltag. Man sieht ihm dabei die innere Anspannung an und seine Reaktionen auf manche Ereignisse zeigen, dass etwas Schreckliches passiert sein muss. Aber nur er weiß davon. Später wird das „Geheimnis“ dann gelüftet und nach der erneuten Konfrontation mit seinem Problem wird der Hauptcharakter noch nervöser. Ich als Zuschauer dagegen nicht. Irgendwie war mir die Auflösung zu offensichtlich und der Film einfach zu lang.

Ich weiß, dass hier die Flucht in den Alltag als Flucht vor einem großen Problem dargestellt werden sollte. Was passiert, wenn man einmal die Beherrschung verliert? Wie geht man damit um? Diese Fragen werden hier beantwortet und der gesamte Film wird von einer großartigen schauspielerischen Leistung seitens „Olle Sarri“ getragen. Aber irgendwie war mir das alles viel zu langatmig. Hier und da zogen sich die Szenen zu sehr in die Länge und vor allem hatte man irgendwann einfach verstanden, worum es ging und hätte gerne eine interessante Wendung oder ähnliches präsentiert bekommen. Diese blieb aber aus und so plätscherte der Film langsam an mir vorbei.

Vielleicht hätte er als Kurzfilm besser funktioniert. Hier und da blieben am Ende sogar ein paar Fragen offen. Vielleicht trifft der Film auch einfach nicht meinen Geschmack. Ich bin kein Freund ruhiger Dramen, dennoch gebe ich ihnen auf dem Festival gerne mal eine Chance. Diese hat „The ape“ leider nicht genutzt.

Note: mangelhaft.

We are what we are



Ein alter Mann geht durch ein Einkaufszentrum. Irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Er torkelt, fällt auf den Boden, erbricht eine schwarze Flüssigkeit und stirbt unter starken Krämpfen. Er war das Oberhaupt einer armen Familie mitten in Mexiko, die nun auf sich allein gestellt ist, was sich als schwerer für sie herausstellt, als man das zunächst glauben mag: Bei ihnen (Mutter und drei Kinder) handelt es sich nämlich um Kannibalen, die innerhalb der nächsten Tage unbedingt ein neues Opfer fangen müssen, um ein geheimes Ritual abhalten zu können. Es beginnt ein Streit um die Besetzung des neuen Familienoberhauptes und gleichzeitig muss besagtes Opfer herangeschafft werden. Keine leichte Aufgabe, wenn der Hausseggen schief hängt.

Zunächst einmal muss man lobend hervorheben, dass „We are what we are“ das Kannibalthema mal auf eine ganz andere Art und Weise behandelt, als man das ansonsten gewohnt ist. Keine tanzenden Buschmänner, keine Inzestmonster oder ähnliches. Augenscheinlich handelt es sich hier um eine ganz gewöhnliche Familie und erst mit der Zeit kommt man hinter ihr schreckliches Geheimnis.

Leider hatte der Film ansonsten nicht viel zu bieten. Er verfügte über eine sehr ruhige Erzählform, die den Zuschauer aber eher langweilte als mitriss. Ich mag ruhige und düstere Filme, „Let the right one in“ ist da ein hervorragendes Beispiel, leider reicht „We are what we are“ nicht im Geringsten an dessen Qualität heran.

Schuld daran tragen vor allem die einzelnen Charaktere. Die Mutter ist verrückt, die Kinder streiten sich untereinander und irgendwie wirkt das alles viel zu oberflächlich. Und dann nimmt sich der Film hin und wieder selbst nicht mehr ernst und konfrontiert den Zuschauer plötzlich mit den wohl dümmsten Polizisten, die einem jemals untergekommen sind. Sie stellen die Unfähigkeit in Person dar und ruinieren mit ihrem Auftreten die eigentlich sehr ernste Stimmung des Films vollkommen. Äußerst ungeschickt.

Was mir dagegen gut gefallen hat, war das Gerede über das mysteriöse Ritual. Es wird nie genau erklärt, was es eigentlich bewirken soll und warum man es überhaupt abhält. Eine Erklärung war einfach nicht nötig, wollte man damit auf festgefahrene Traditionen anspielen, deren Sinn nach all den Jahren nicht mehr hinterfragt wird. Schade, dass dieses Thema aufgrund der miesen Umsetzung vollkommen untergegangen ist.

Kannibalenfreunde sollten auf jeden Fall einen Blick riskieren. Wie gesagt bietet sich hier einfach mal etwas anderes als der gewohnte Einheitsbrei und die Übertragung des Themas auf die heutige Zeit mit Hilfe weitestgehend normalen Menschen hat mir gefallen. Leider wird diese Atmosphäre häufig durch deplatziert wirkende Szenen zunichte gemacht.

Note: ausreichend.

The silent house



Eine Jugendliche übernachtet für ein paar Tage mit ihrem Vater in einem verlassenen Haus, um dort für einen Bekannten Gartenarbeiten zu erledigen. Aber schon in der ersten Nacht geht etwas schief: Das Mädchen hört merkwürdige Geräusche und als ihr Vater diesen auf den Grund gehen möchte, wird er von jemandem umgebracht. Auf sich allein gestellt und eingesperrt sucht sie nun nach einer Erklärung für diese Ereignisse.

Zunächst etwas zu den Umständen, unter denen ich den Film gesehen habe: Die Kopie des Films war leider defekt, wodurch es zu verschobenen Untertiteln und Tonaussetzern kam. Anfangs war das noch nicht so schlimm, da die Untertitel etwa eine halbe Minute nach den gesprochenen (spanischen) Worten eingeblendet wurden. Später jedoch verschob es sich in genau die andere Richtung. Erst kamen die Untertitel, dann der Ton. Das hat die Atmosphäre des Films selbstverständlich vollkommen ruiniert. Gab es eine spannende Szene, tauchten plötzlich Untertitel auf und man wusste, dass in nächster Zeit nichts mehr passiert, da ja gleich ein Dialog startet. Gleichzeitig verwirrte dies den Zuschauer, da er die Untertitel ja lesen musste, um zu wissen worüber später geredet werden sollte, sie im Moment des Lesens aber noch keinem Charakter zuordnen konnte. Wer beginnt den Dialog? Wer sagt was? Und zu wem überhaupt? Man musste sich die Sätze somit zunächst einprägen und dann später selbst zuordnen. Keine leichte Sache. Erschwerend kamen gegen Ende auch noch Tonaussetzer hinzu und man sah sich hin und wieder mit vollkommener Stille konfrontiert. Mehrere Sekunden lang.

Unter diesen Umständen ist es natürlich schwer, einen Film zu bewerten. Dennoch konnte ich schon recht früh (als die Untertitel noch nach hinten verschoben waren) erkennen, dass man es hier eher mit seichter und durchschnittlicher Horrorunterhaltung zu tun hatte. Wirkliche Schockmomente gab es keine und das einzig wirklich interessante am Film war die Kameraführung. Der Film wurde nämlich so geschnitten, dass der Eindruck entstand, er wäre am Stück ohne Pause gedreht worden. Schnitte konnte man im Grunde keinen einzigen erkennen und so fühlte man sich als Zuschauer wie ein unsichtbarer Verfolger, der der Hauptperson ungesehen hinterher läuft. Der Kameramann kletterte sogar zwischen Zäunen hindurch oder setzte sich in ruhigen Momenten auch einmal hin, um diesen Eindruck zu verstärken und den Zuschauer indirekt in das Geschehen einzubinden. Ein interessanter Stil, der leider durch den viel zu harmlosen Film nicht richtig zur Geltung kam.

Gegen Ende gab es dann perspektivisch sogar noch ein paar Überraschungen, die dem Film meiner Meinung nach aber eher geschadet haben, da sie einen viel zu krassen Stilbruch darstellten. Die neutrale Zuschauerperspektive hatte mir sehr gut gefallen und die Umsetzung am Ende wirkte dadurch zu aufgesetzt. Überhaupt hat mich das Ende viel zu wenig mitgenommen, auch inhaltlich. Zwar konnte man die Wendung so nicht vorhersehen, umgehauen hat sie mich aber nicht.

Zurück bleibt ein eher durchschnittlicher Gruselfilm, der mich nie richtig mitreißen konnte. Die Atmosphäre in den ersten Minuten nach dem Mord war noch am spannendsten, danach verlief sich der Film jedoch in immer den gleichen Gruselversuchen und konnte mich nicht mehr mitreißen. Es fällt mir schwer zu entscheiden, ob das schlechte Urteil jetzt am Film oder der Atmosphäre hervorgerufen durch die technischen Fehler lag, aber ich glaube, dass hier beides eine Rolle gespielt hat. Im Grunde wäre es vermutlich besser gewesen, den Film gar nicht zu zeigen und stattdessen eine Alternative anzubieten. So wurde ein visuell interessanter, ansonsten aber nicht gerade spannender Film technisch zerstört.

Note: mangelhaft (Film ausreichend, Technik ungenügend).

Frozen



Drei Freunde machen einen Skiausflug. Zum Abschluss des Wochenendes möchten sie noch eine letzte Abfahrt wagen. Kurz vor Einbruch der Nacht und somit als letzte Gruppe des Tages können sie den Skiliftbetreiber dazu überreden, sie noch einmal auf den Berg zu schicken. Leider kommen sie nie oben an, denn durch ein Missverständnis wird der Lift abgeschaltet, bevor sie ihr Ziel erreicht haben. Der Lift bleibt stehen und die drei sitzen fest. Mehrere Meter über dem Boden, mitten in der Nacht, umgeben von Kälte und ohne Aussicht auf Rettung (Das Skiwochenende ist vorbei und die Piste wird erst wieder in ein paar Tagen eröffnet.) beginnt ein eisiger Überlebenskampf.

Bei „Frozen“ lief es mir, nicht nur wegen der im Film herrschenden Temperaturen, immer wieder kalt den Rücken herunter. Alleine die Vorstellung, mit einem der drei Hauptcharakteren den Platz tauschen zu müssen, war unangenehm. Der Film machte aber auch ansonsten fast alles richtig: Er beschränkte sich nach der Einleitung vollkommen auf den einen winzigen Drehort, den Skilift. Und das war genau die richtige Entscheidung. Alles andere hätte den Zuschauer nur abgelenkt.

So bietet sich einem ein sehr spannend inszenierter Film, der zwar etwas charakterlose und austauschbare Darsteller zu bieten hat, dies aber durch seine Inszenierung auszugleichen weiß. Die Bedrohung durch das Wetter und die Höhe spielt die eigentliche Hauptrolle und zu welchen Aktionen Menschen in der Lage sind, wenn sie den Tod bereits auf einem Snowboard auf sich zurasen sehen, wird dem Zuschauer schonungslos vorgeführt.

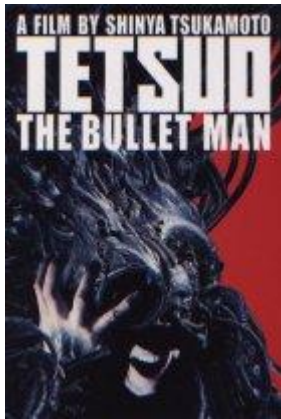
Man mag jetzt über die eine oder andere Szene meckern. Ob das Räumfahrzeug zum Beispiel hätte sein müssen, wage ich zu bezweifeln und vielleicht hätte man selbst in der ein oder anderen Situation anders gehandelt, aber im Grunde darf man über so etwas mit niemandem diskutieren, der nicht selbst in einer solchen Lage gesteckt hat. Im Großen und Ganzen war alles nachvollziehbar und die Charaktere benahmen sich niemals so, dass ich nur noch mit dem Kopf schütteln konnte.

Vor allem die Atmosphäre hat aufgrund der minimalistischen Inszenierung funktioniert und in mir ein beklemmendes Gefühl hinterlassen. Umgeben von einer schier endlosen Aussicht ist man selbst auf einen etwa ein mal zwei Meter großen Raum begrenzt. Großartig.

Zuletzt bietet der Film auch noch eine Härte, die ich so gar nicht erwartet hatte und geht mit blutigen und ekligen Szenen alles andere als zimperlich um. Schon mal mit einem Finger an einer kalten Metallstange kleben geblieben? Dann wird euch eine ganz bestimmte Szene sicherlich gefallen. Auch Tierfreunde kommen voll auf ihre Kosten. Der Film bleibt dabei seiner realistischen Art treu und driftet nicht plötzlich in eine mystische Richtung ab.

„Frozen“ weiß somit bestens zu unterhalten. Er ist kein Meilenstein der Filmkunst, bietet aber ein erfrischend (haha) neues Szenario und macht keine groben Fehler. Vor allem hält er sich an das, was er verspricht und macht keinen aufgesetzt wirkenden Sprung wie der letztes Jahr laufende Film „Vertige“. Winterfreunde sollten auf jeden Fall einen Blick riskieren, um sich auf diese Situation vorbereiten zu können.

Note: gut.

Tetsuo: The bullet man

Ein unbekannter Autofahrer überfährt böswillig den kleinen Sohn eines Mannes. Warum? Weil der Mann, Anthony, ein Problem hat: Wenn er sich aufregt, verwandelt er sich in ein metallenes Wesen. Er wird zu einer menschlichen Waffe. Selbst möchte er das um jeden Preis verhindern aber ein mysteriöser Feind setzt alles daran, ihn immer weiter zu reizen.

Nanu, was war das denn? Ich muss gestehen, dass ich bisher keinen der ersten beiden „Tetsuo“-Teile gesehen habe. Den dritten wollte ich mir nicht entgehen lassen, nachdem ich gelesen hatte, dass man die Vorgänger nicht unbedingt gesehen haben muss, um hier durchzublicken. Gleichzeitig wurde der schon fast anstrengende Stil des Films hervorgehoben. Somit gab ich dem Film eine Chance und was soll ich sagen: Er war wirklich anstrengend. Und das in vielerlei Hinsicht.

Zunächst sollte man die gesamte Handlung hervorheben: „Tetsuo“ versucht, eine dramatische Geschichte um einen geplagten und gejagten Vater zu erzählen, der von seinen Feinden gequält wird und dabei Angst vor seinem Inneren hat. An sich bietet diese Geschichte viel Potenzial, dieses wurde aber durch die doch sehr zähe und sich etwas zu ernst nehmende Erzählweise verschenkt. Es wird ein wenig zu viel geschwafelt. Ein höheres Tempo hätte dem eigentlich schon recht kurzen Film sehr gut getan.

Mir hätte übrigens etwas ganz anderes gut getan: Eine ruhigere Kameraführung zum Beispiel. Während Anthonys Verwandlungsszenen schien der Kameramann vor einem ihn umschwirrenden Wespenschwarm wegzurennen und dabei wie wild um sich zu schlagen. Ich habe noch nie Probleme mit schnellen Kamerabewegungen gehabt, hier wurde es aber selbst mir fast zu viel. Begleitet von schnellen Schnitten flehten meine Augen spätestens ab der Hälfte des Films um Gnade und dann kam auch noch der Ton dazu: Starke Bassklänge, Kreischen und Gehämmer folterten meine Ohren. Alles schien ein wenig zu laut zu sein, war aber selbstverständlich pure Absicht. Und es zeigte Wirkung: ich fühlte mich unwohl. Ist das jetzt ein gutes Zeichen? Ich kann es nur schwer beurteilen, „Tetsuo“ war aber definitiv ein Erlebnis für die Sinne.

Was ich dafür problemlos beurteilen kann ist der Rest der Geschichte: Der Kampf Mensch gegen Maschine wurde selten so eindrucksvoll dargestellt. Man fühlt sich mindestens so schlecht wie der sich immer weiter in eine Waffe verwandelnde Anthony. Dieser lernt mit der Zeit, seinen Körper für die eigenen Ziele einzusetzen und seine Effektivität steigert sich von Minute zu Minute, bis ihm keiner mehr entkommen kann. Die Actionszenen sind sehr beeindruckend, wenn man denn mal etwas erkennen kann.

Leider ist der Film durch seine Inszenierung definitiv zu anstrengend für die breite Masse. Nichts ist einfach zu verdauen, vieles ist abgehoben, manches muss man einfach akzeptieren. Aber möchte der Film eine realistische Geschichte erzählen? Oder möchte er seinen Zuschauern in Erinnerung bleiben? Letzteres hat er auf jeden Fall geschafft. Etwas so „anderes“ habe ich im Kino noch nie erleben dürfen und dafür bekommt er auf jeden Fall einen Bonus von mir.

Aber kann ich „Tetsuo“ denn nun weiterempfehlen? Ehrlich gesagt: Nein. Er ist einfach zu anstrengend. Jeder muss für sich selbst entscheiden, ob er sich mit so etwas konfrontieren möchte. Ich weiß auch nicht, wie der Film abseits des Kinos auf einen wirkt. Ohne vernünftige Tonanlage und auf einem kleineren Bildschirm geht definitiv der größte Teil der Wirkung auf den Zuschauer verloren. Für Neues offene Menschen sollten ihm aber einfach mal eine Chance geben. Bereitet aber eure Sinnesorgane darauf vor, stark strapaziert zu werden. Der Film ist ein wahres Erlebnis und lässt

den Zuschauer aufgrund seiner Waffenthematik sogar nachdenklich zurück. Zumindest wenn er sich auf die anstrengende Inszenierung einlassen konnte.

Note: befriedigend.

Two eyes staring



Eine Familie (Vater, Mutter, Tochter) zieht aufs Land. Lisas (die Tochter) Großmutter ist verstorben, deren große abgelegene Villa somit frei. Diese Gelegenheit können sich ihre Eltern natürlich nicht entgehen lassen und man zieht dort ein. Leider stellt sich die anfangs ruhige Atmosphäre schon bald als trügerisch heraus. Lisa wird von einem Geist heimgesucht, ebenfalls einem jungen Mädchen, der ihr etwas mitteilen möchte. Es wird immer deutlicher, dass zwischen ihm und Lisas Mutter eine enge Beziehung besteht und der Geist nichts Gutes von ihr will.

Von „Two eyes staring“ habe ich zunächst nicht viel erwartet. Ich rechnete mit einem durchschnittlichen Geisterhausfilm, wurde aber von Minute zu Minute eines besseren belehrt. Der Film strahlt eine angenehme Ruhe aus, erzeugt dadurch eine sehr intensive Gruselatmosphäre und weiß einen zwischendurch mit wohl dosierten Schockmomenten zu erschrecken. Die Mischung funktioniert und wird durch die Schauspielerin der kleinen Lisa noch bestärkt, die eine wirklich großartige Arbeit abliefert. Nur selten gefällt mir ein kleines Kind in einem Horrorfilm so wie hier.

Aber auch die Geschichte weiß zu unterhalten. Es gibt einige spannende und überraschende Wendungen, der Zuschauer wird zum Nachdenken angeregt, will das auch und so vergingen die fast zwei Stunden schneller, als ich befürchtet hatte. Es handelt sich hier definitiv nicht um das allseits bekannte Geisterrezept, das von Vertretern des Genres so gerne heruntergeleiert wird. Das grandiose Finale ließ mich jedenfalls mit einem breiten Grinsen zurück.

Vor allem den Beziehungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern wurde sehr viel Zeit eingeräumt und man merkt, wie sie sich langsam verändern und die Geschehnisse an ihren Kräften zehren. Der Familienzusammenhalt droht immer weiter zu zerbröckeln, während Lisa sich immer mehr zu dem Geist hingezogen fühlt und sich die Eltern Sorgen um sie machen, da sie ihren Geistergeschichten selbstverständlich keinen Glauben schenken. Gleichzeitig wird die Vergangenheit der Mutter nach und nach aufgedeckt und einige dunkle Geheimnisse zutage gefördert.

Wie bereits gesagt: „Two eyes staring“ vereint die besten Elemente eines Geisterfilms unter einem Dach. Es hat mir besonders gut gefallen, dass der Zuschauer hier ernst genommen wird und man ihn nicht einfach nur mit billigen Schockmomenten unterhalten möchte. Das Publikum soll mitdenken und das ist in diesem Genre nicht allzu häufig der Fall.

Note: gut.

The last days of Emma Blank



Emma Blank ist eine ältere verbitterte Frau, die nur eines mit Sicherheit weiß: Sie wird bald sterben. Aber vorher möchte sie ihr Personal noch mal so richtig quälen und erniedrigen. Jeder muss tun, was sie sagt. Ob nun einer von ihnen einen falschen Bart tragen oder den Haushund spielen muss, entscheidet sie allein und alle halten sich an ihre Vorgaben. Warum? Es geht um das Erbe. Wer bis zu ihrem Tod mitspielt, bleibt im Testament stehen. Wer sich weigert, fliegt raus. Die Erniedrigungen werden immer schlimmer und auch unter dem Personal entbrennt irgendwann ein Streit.

„The last days of Emma Blank“ ist eine schwarze Komödie, die einen immer wieder laut auflachen lässt. Schon alleine das Auftreten der unterschiedlichen Personen hat mich bestens unterhalten. Jede von ihnen hat seine ganz eigenen Charaktereigenschaften und vor allem hat jede eine ganz spezielle Beziehung zu Emma Blank. Es stellt sich mit der Zeit heraus, dass man es hier gar nicht nur mit einfachen Angestellten zu tun hat. Dazu schreibe ich an dieser Stelle aber nichts mehr, denn diese Details herauszufinden ist während des Films viel unterhaltsamer.

Es ist spannend, den Angestellten bei ihrer täglichen Arbeit zuzusehen. Es wird immer deutlicher, dass sich ohne das Erbe wohl niemand freiwillig im Haus aufhalten würde und keiner von ihnen mit den von Emma Blank verteilten Rollen zufrieden ist. Besonders schwer hat es hier der bereits erwähnte Mann getroffen, der die Rolle eines Hundes spielen soll. Er erledigt sein Geschäft im Garten, muss ausgeführt werden und reden darf er schon mal gar nicht. Das alles ist manchmal so übertrieben bescheuert, dass man es kaum glauben möchte. Aber von solchen Momenten lebt der Film einfach.

Leider schafft er es aber nicht, diesen Humor über seine gesamte Länge weiterzuführen. Irgendwann war die Luft leider raus und das eigentliche Finale ist im Vergleich zum Anfang dann auch viel zu brav ausgefallen. Hier hätte man sich wirklich mehr trauen müssen. So bleibt zwar eine unterhaltsame und fiese Komödie zurück, die aber leider nur ein paar wenige großartige Momente am Anfang vorzuweisen hat, nie zu Höchstform aufläuft und von Minute zu Minute nachlässt.

Note: befriedigend.

Solomon Kane



Früher war Solomon Kane ein gefürchteter Krieger, der vor nichts und niemandem zurückschreckte. Während einer großen Schlacht traf er jedoch auf einen Diener des Herrn der Unterwelt, der ihm mitteilte, dass seine Seele für immer verdammt sei. Die Schergen der Unterwelt würden von nun an auf ihn Jagd machen, um seine Seele für immer einzufangen. Solomon Kane zieht sich daraufhin hinter die schützenden Mauern eines Klosters zurück und führt ein ruhiges Leben. Bis die Mönche ihn nach einiger Zeit aus dem Kloster entlassen. Er soll seinen eigenen Weg gehen und sich nicht mehr vor seinen Feinden verstecken. Für Solomon Kane beginnt nun eine Zeit des Schreckens und der Gefahren, denn ein mächtiger Magier versucht die gesamte Menschheit unter seiner

Herrschaft zu versklaven.

Um es kurz zu machen: „Solomon Kane“ ist ein besserer „Van Helsing“. Im Grunde habe ich damit alles gesagt. Optisch kann man die beiden Titelhelden zumindest nicht auseinanderhalten. Schon alleine Schlapphut und Umhang deuten auf eine direkte Verwandtschaft hin. Zum Glück hören die Gemeinsamkeiten da auch schon wieder auf, denn „Solomon Kane“ wurde nicht so vollkommen übertrieben inszeniert wie sein Halbbruder. Zwar ist auch er der obercoole und vom Schicksal gezeichnete Krieger, doch wirkt er dabei irgendwie sympathischer und schon fast glaubhaft. Er ist nicht unantastbar, tappt auch mal in eine Falle und macht auf seiner Reise somit einiges durch. Die Action an sich ist ebenfalls ein wenig realistischer ausgefallen. Meistens haben wir es mit gewöhnlichen Schwertkämpfen und ähnlichem zu tun, was dem Film absolut nicht schadet.

Solomons Gegner sind dabei nur auf den ersten Blick menschlich. Ihre Hülle ist zwar die einer normalen Person, ihr Geist wurde jedoch von einer bösen Macht verändert. Mit Werwölfen oder Vampiren hat man es dagegen nie zu tun. Es ist etwas schade, dass man sich in diesem Bereich nicht mehr ausgetobt hat. Gerade zu Beginn gab es ein paar sehr interessante Ideen (die Spiegelwesen zum Beispiel), die dann aber keinerlei Beachtung mehr fanden. In den ersten Minuten war ich wirklich begeistert, dann jedoch beruhigte sich alles wieder und erst im großen Finale wird sich ein letztes Mal so richtig ausgetobt. Dafür ist dessen Ende dann mehr als enttäuschend ausgefallen. Es fehlte einfach ein Bombastgleichgewicht. Wäre der Anfang nicht so episch ausgefallen, wäre der Mittelteil nicht so langatmig und harmlos geworden. Man hätte die Effekte definitiv besser verteilen müssen.

Zusammengefasst ist „Solomon Kane“ also seichte und vor allem durchschnittliche Fantasyunterhaltung, bei der man definitiv mehr hätte rausholen können. Gute Ideen waren im Ansatz vorhanden, wurden dann aber für langweilige menschliche Gegner fallengelassen. Der Film ist wirklich nicht schlecht, leider stolpert man andauernd über verschenktes Potenzial. Aber besser als „Van Helsing“ ist er allemal. Ich weiß, dass das nicht schwer ist. Aber erwähnenswert.

Note: befriedigend.

Metropia



Wir befinden uns in der Zukunft. Die Welt ist düster und grau und nur selten dringt noch ein Sonnenstrahl durch die sich überall ausbreitenden Staubwolken. Da die Ölvorräte aufgebraucht sind, fährt kein Auto mehr auf den Straßen, stattdessen sind die großen Städte der Welt durch sehr schnelle U-Bahnen miteinander verbunden. In dieser Welt lebt ein Mann namens Roger, der sich durch Arbeit in einem Callcenter seinen Lebensunterhalt verdient. Eines Tages auf dem Weg zur Arbeit hört er aber plötzlich eine Stimme. Sie spricht zu ihm. Aus seinem Inneren. Es ist, als wäre eine zweite Person in seinem Kopf. Was ist hier los? Und was hat das plötzlich vor ihm stehende Shampooedel mit der Sache zu tun?

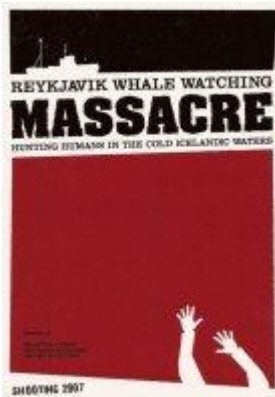
Zunächst einmal etwas zum Äußeren des Films. „Metropia“ ist ein animierter Film. Wer jetzt an „Findet Nemo“ oder ähnliches denkt, liegt aber falsch. „Metropia“ hat einen ganz eigenen Stil. Die Köpfe der Menschen sind im Vergleich zu ihren Körpern zu groß, wirken dennoch wahnsinnig realistisch. Den Stil mit Worten zu beschreiben fällt mir sehr schwer und ich empfehle jedem, im Internet mal nach ein paar Bildern oder Videos zu suchen. Ich war wirklich beeindruckt. Der Stil hat genau meinen Geschmack getroffen.

Aber zum Glück diente der Stil nicht als tragendes Element des Films. Er verstärkte nur das verstörende Gefühl, das er in seinen Zuschauern hervorruft. „Metropia“ zeichnet ein düsteres Zukunftsbild voller trister Bilder, erschreckender Visionen und staatlicher Kontrolle. Paranoide Menschen werden ihre helle Freude an der erzählten Geschichte haben und am Ende mit einem mulmigen Gefühl zurückbleiben. Die Handlung mag nicht realistisch sein, was der Film damit überbringen möchte, stimmt dennoch nachdenklich. Wo wird unser Weg enden, wenn eine Regierung immer ausgeklügelte Überwachungsmethoden entwickelt und sich niemand dagegen wehrt? „Metropia“ spielt mit genau diesem Gedanken.

Dabei wird die Geschichte und deren Entwicklung eher ruhig und langsam erzählt. Dem ein oder anderen Zuschauer vielleicht sogar zu lang. Manche Szenen kommen vollständig ohne Dialoge aus und der Film nimmt sich einfach Zeit. Mich hat das aber überhaupt nicht gestört. Ich mochte die hier herrschende Ruhe, passte sie doch hervorragend zur erzeugten Atmosphäre. Kleinere Längen kann ich zwar nicht abstreiten, diese werden aber am Ende durch alle Ereignisse ausgeglichen. Definitiv kein Film für Kinder.

Note: sehr gut.

Reykjavik whale watching massacre



Da man heutzutage nicht mehr einfach so Wale jagen darf, guckt man sie sich eben an. Oder lässt sie angucken. Einfach ein paar Touristen auf ein Boot verfrachten, aufs Meer hinaus fahren und die Aussicht genießen. Leider geht bei einer dieser Touren etwas schief: Der Kapitän kommt aufgrund tragischer Umstände ums Leben und die restlichen Leute an Bord müssen nun auf Hilfe warten. Diese kommt auch, leider in Form einer Kannibalenfamilie, die die Besatzung kurzerhand auf ihr eigenes Schiff verfrachtet, um sie dort zu verspeisen. Ein Kampf auf Leben und Tod beginnt.

Wenn ich eins hoffe, dann dass ich nach diesem Text nie wieder den verdammten Titel dieses Films schreiben muss. Jedes Mal muss ich nachgucken, wie man ihn richtig buchstabiert. Grauenhaft. Aber zurück zum Film.

„RWWM“s Titel klingt irgendwie nach etwas Besonderem und lässt den Zuschauer auf etwas Außergewöhnliches hoffen. Leider wird diese Hoffnung nur bedingt erfüllt, denn im Grunde handelt es sich hier lediglich um einen klassischen Slasherfilm. Eine Gruppe unschuldiger Menschen wird von bösen Typen gejagt. Man kennt die Geschichte mittlerweile auswendig. Das einzig Interessante stellt hier die Umgebung dar, da sich der Hauptteil des Film nur auf einem Schiff abspielt und so ein Gefühl der Isolation hervorgerufen wird.

Aber „RWWM“ nimmt sich selbst zum Glück nicht zu ernst. Der Film ist voller verrückter Charaktere, die hier und da mit ein paar zu ihnen passenden Klischees spielen, nur um sie dann plötzlich zu widerlegen. Ich fand es gut, dass es fast keine klassische „Schießbudenfigur“ gab, die nur als Opfer diente. Jeder Anwesende hatte seinen eigenen Charakter und konnte den Zuschauer sogar überraschen (ganz besonders eine Asiatin hat mich begeistert). Vor allem die Interaktionen der Charaktere untereinander haben mir gefallen. Man ärgerte und beleidigte sich, hielt nicht viel voneinander und plötzlich musste man dann zusammenhalten, um zu überleben. Ich mag es, wenn die Charaktere eines Slasherfilms kein Eingespieltes Team sind. Das macht die Sache nur interessanter und vor allem unterhaltsam.

So verließ ich sehr zufrieden den Kinosaal. „RWWM“ hatte Blut, Gewalt und Humor, der nie aufgesetzt wirkte. Zusammengefasst funktionierte der Film einfach und lieferte dem Zuschauer genau das, was er wollte. Er ist kein anspruchsvolles Meisterwerk aber unter all den Slasherklonen da draußen ist er definitiv einer der besseren.

Note: gut.

The experiment



Aufgrund finanzieller Probleme beschließt ein Mann an einem Verhaltensexperiment teilzunehmen. Er wird zusammen mit anderen Menschen in ein abgelegenes Gebäude gebracht, wo sie in zwei Gruppen aufgeteilt werden. Gruppe eins spielt von nun an die Gefangenen, Gruppe zwei die Wärter. Die Gefangenen werden in Zellen gesperrt und müssen tun, was die Wärter ihnen befehlen. Das Experiment dauert zwei Wochen und wenn sich einer der Teilnehmer nicht an die zuvor festgelegten Regeln hält, wird das Experiment sofort beendet. Schon nach kurzer Zeit wird die Atmosphäre jedoch immer angespannter. Die Wärter nehmen ihre Rolle ein wenig zu ernst und die Gefangenen lehnen sich gegen sie auf. Aus einem anfänglichen Spiel wird plötzlich bitterer Ernst.

Hier ist sie also: Die Neuauflage des aus Deutschland stammenden Films „Das Experiment“. Das Original fand ich seinerzeit interessant aber nicht umwerfend. Was rechtfertigt also diese neue Version? Wer stellt denn heutzutage bitte noch ernsthaft diese Frage? Ich war neugierig, was man am Film ändern würde, um ihn ein wenig abzuheben und wurde mehr als enttäuscht. Bis auf kleinere Abweichungen im Detail ist alles beim Alten geblieben oder wirkte sogar schlechter.

Vor allem die einzelnen Charaktere, der wohl wichtigste Aspekt des Filmes, waren vollkommen uninteressant. Der Hauptcharakter war ein vollkommen unsympathischer Langweiler, der „verrückte Wärter“ viel zu übertrieben, der „Nerd“ zu oberflächlich und der inhaftierte Nazi brachte dabei auch noch eine eher fragwürdige Botschaft rüber. Hier ist wirklich alles schiefgegangen, was schiefgehen konnte.

Die Handlung an sich kann die Geschichte dann auch nicht mehr aus dem Trauersumpf zerreiß. Fast jeder hat von dem „Stanford Experiment“ mittlerweile gehört oder den Originalfilm gesehen. Und selbst ohne dieses Vorwissen passiert hier nichts überraschendes oder spannendes. Dass es zu keinem friedlichen Ende des Experiments kommen würde, war von Anfang an klar und so plätschern die Ereignisse des Films von Minute eins an einfach so an einem vorbei.

Am Ende fragte ich mich, was das alles sollte. Auf diese Neuauflage hätte ich wirklich verzichten können. Nichts funktionierte und ich hielt mich für dumm verkauft. Wer das deutsche Original noch nicht kennt, sollte sich dieses ansehen, denn die neue Version kann man getrost wegsperren. Keine Ideen, magere Umsetzung, keine Spannung, Klischeecharaktere. Unnötig.

Note: ungenügend.

The wild hunt



Eriks Freundin hat eine interessante Wochenendbeschäftigung: Sie fährt mit ein paar Bekannten in den Wald und hält dort ein sogenanntes „Live action role play“ ab. Das bedeutet, dass sie sich mittelalterliche Kleidung anziehen, mit Schwertern ausstatten und so verhalten, als wären sie einige hundert Jahre in die Vergangenheit gereist (eine Vergangenheit voller Elfen und Magiern). Leider ist Erik kein Freund dieses Hobbys und beschließt, seine Freundin aus ihrer Traumwelt zu holen. Dabei zieht er jedoch den Hass anderer Spieler auf sich und plötzlich ist nicht mehr alles nur ein Spiel.

Mit „The wild hunt“ habe ich so meine Probleme. Zunächst das Positive: Das Thema ist mal was Neues und die Umsetzung hat hervorragend funktioniert. Oft lacht man über das Verhalten der verkleideten Ritter und dennoch sind sie einem sympathisch. Auch der Kontrast zwischen der realen und der Fantasywelt wurde mit Hilfe einiger Perspektivwechsel sehr schön dargestellt. Während sich ein Mann als Held reden schwingend durchs Gebüsch schlägt, sitzt sein Bruder zu Hause und pflegt den kranken Vater. Dieser Kontrast zeigt sowohl das Schöne als auch die Gefahr dieser Rollenspiele. Man kann vom Alltag abschalten, sollte sich aber nicht zu sehr davon einsaugen lassen. Das alles passte wirklich gut zusammen und ich freue mich immer, wenn ein neues Thema für einen Film verwendet wird.

Leider war für mich etwa nach der Hälfte der Spielzeit ein wenig die Luft raus. Zwar waren viele Szenen weiterhin witzig, basierten jedoch immer auf der gleichen Prämisse: „Haha, wie komisch. Die reden geschwollen und tun so, als sei alles echt.“ Das nutzte sich mit der Zeit leider zu sehr ab (Bis auf die Rollen der Schiedsrichter. Die blieben genial).

Auch das Finale kam viel zu spät und wurde zu nebensächlich abgearbeitet. Dass die Lage eskalieren würde, war klar. Die Spannungen waren von Anfang an spürbar. Hier hätte man aber definitiv mehr rausholen können. Man wartete als Zuschauer die ganze Zeit über auf die ersten richtigen Attacken, diese blieben aber bis kurz vor Schluss aus und der Film schaffte es einfach nicht, mich bis dahin durchgängig unterhalten zu können.

Das Ende kam dann recht plötzlich und hart und hat einem herrlich vorgeführt, was aus strahlenden Rittern wird, wenn sie plötzlich einer echten Gefahr gegenüberstehen. Auf einmal schwingen sie keine epischen Reden mehr und verstecken sich lieber in einer Hütte, als den ehemaligen Freunden draußen zu helfen. Diese Szenen gehören zu den stärksten des Films und lassen den Zuschauer am Ende dann doch etwas nachdenklich zurück. Kann man wirklich so tief in eine Scheinwelt flüchten, dass sie plötzlich eins wird mit der Realität? Schade, dass nicht mehr daraus gemacht wurde.

Trotz aller Kritik muss man den Film aber für seine Idee loben. Man sollte kein Meisterwerk erwarten, wer aber Lust auf etwas Außergewöhnliches hat oder sich vielleicht sogar mit der Materie der Rollenspiele auskennt, darf definitiv einen Blick riskieren.

Note: befriedigend.

Gallants



Der mit seinem Leben vollkommen überforderte Cheung hat es nicht leicht: Er arbeitet in einem langweiligen Bürojob, wird von niemandem ernstgenommen, andauernd schikaniert und muss jetzt auch noch einen Auftrag in einem kleinen Dorf erledigen. Schon bei seiner Ankunft läuft alles schief, als er fast von einem brutalen Schläger verprügelt wird. Zum Glück rettet ihn ein älterer Herr, der überraschenderweise über unglaubliche Kampfkunsterfahrung verfügt. Cheung folgt ihm nach Hause und gerät dort in eine unglaubliche Geschichte um einen Meister im Koma, zwei gealterte Schüler, einen Immobilienstreit und einen Kampfsportwettkampf.

„Gallants“ ist eine Hommage an die guten alten „Shaw Brothers“-Filme. Schon alleine das Shaw Brothers typische Intro trieb mir ein Grinsen ins Gesicht und Tränen in die Augen. Dieser Stil wird den ganzen Film über beibehalten und ich fühlte mich einfach wohl.

Gleichzeitig nahm sich der Film nicht zu ernst. Immer wieder traf man auf lustige Szenen, die den Film auflockerten und vor allem nie aufgesetzt wirkten. Alleine der oben erwähnte Meister ist immer wieder für einen Lacher gut und wird mir wohl noch lange in Erinnerung bleiben. Manchem mag der Humor an einigen Stellen etwas zu albern sein, mich hat dies aber nie gestört. Es gehört einfach dazu.

Nun zu den Kampfszenen. Wahnsinn. Super choreographiert, schnell, hart und fast ohne Zeitlupen. Manchmal weiß man gar nicht, wo man als nächstes hingucken soll. Beeindruckt war ich in dieser Hinsicht auch von den einzelnen Darstellern. Manche waren sichtlich in die Jahre gekommen und wirkten alles andere als durchtrainiert. Dennoch zeigten sie ohne Vorwarnung Choreographien, die ich ihnen so niemals zugetraut hätte. Das war mehr als beeindruckend und ich finde es toll, dass sie hier die Chance bekamen, sich noch einmal auszutoben und zu beweisen, dass sie es noch immer nicht verlernt haben.

Aber nicht nur in den Kampfszenen waren die einzelnen Charaktere interessant anzusehen. Jeder von ihnen hatte eine eigene Persönlichkeit und es war eine Freude, die einzelnen Personen miteinander interagieren zu sehen. Der tollpatschige Cheung wird zu Beginn zum Beispiel vom gerade aus dem Koma erwachten Meister mit seinen beiden Schülern verwechselt und weiß gar nicht, wie er sich nun verhalten soll (er muss ja plötzlich zwei Rollen auf einmal spielen), während die Schüler beleidigt sind, dass sie für seine alten Diener gehalten werden. Es geht um Liebe, Rache, Mut und Ehre und alles vereint sich hier zu einem richtig guten Film.

Zudem ist die Handlung nicht so geradlinig wie man es zu Beginn vielleicht annehmen mag. Tollpatsch erlernt Kampfkunst und ist von nun an ein Held? Von wegen. Der Schluss wird den ein oder anderen sicherlich überraschen, da er sich von all den Hollywoodproduktionen vollkommen unterscheidet. Aber das trifft wohl auf den ganzen Film zu. „Gallants“ ist anders und dabei unterhaltsam, schön anzusehen und niemals langweilig. Dass ich sowas dann auch noch auf der großen Leinwand durfte, hat mich zutiefst erfreut und ich bedanke mich wieder einmal beim Filmfestival für diese Möglichkeit.

Note: sehr gut.

Monsters



Etwas Unvorstellbares ist geschehen: Die NASA ist im Weltall auf außerirdisches Leben in Sporenform gestoßen. Leider gab es beim Transport auf die Erde einen Unfall, wodurch das Raumschiff mit den Sporen über Mexiko abstürzte. Die Sporen entwickelten sich daraufhin weiter. In Lebewesen. Riesige Tentakellebewesen. Teile Mexikos wurden unter Quarantäne gestellt und von der restlichen Welt abgeschottet, um so die Verbreitung der Parasiten zu verhindern. Mitten in diesem Szenario, etwa sechs Jahre später, befindet sich ein Fotograf, der die Tochter eines reichen Amerikaners aus Mexiko eskortieren soll. Leider verpassen sie die letzte Fähre Richtung Heimat und müssen sich nun einen Weg durch die infizierte Zone bahnen.

„Monsters“ ist wider Erwarten ein sehr ruhiger Film geworden. Wider erwarten? Nun, der Trailer hinterließ einen eher actionreicheren Eindruck. Ist das jetzt schlimm? Absolut nicht, wird durch die Ruhe doch eine sehr bedrohliche Atmosphäre aufgebaut. Nur Menschen, die mit der Erwartung eines Actionfeuerwerks den Saal betreten, dürften bis zum Ende eingeschlafen sein.

Die Bedrohung der Aliens spielt sich fast ausschließlich „hinter den Kulissen“ ab und findet in den Köpfen der Zuschauer statt. Man hört Gerüchte, sieht Nachrichtenbilder, alle reden darüber, nur sehen tut man nichts. Dadurch ist die Bedrohung jederzeit spürbar und man muss immer mit einem Angriff rechnen, ohne wirklich zu wissen, wovor man eigentlich Angst haben muss. Gleichzeitig fragt man sich, warum diese Wesen die Menschen nicht aggressiver angreifen. Der Film spielt mit seinen Zuschauern, ob diese das nun mögen oder letztendlich langweilig finden, liegt bei ihnen selbst.

Dass der Film das Alienthema auf diese Art und Weise angeht, hat ihn in meinen Augen sogar gerettet. Die Handlung an sich ist nämlich recht vorhersehbar. Die zwei Protagonisten dürfen zwar hier und da ihren Charakter präsentieren, sind aber zum Großteil mit Beobachten, Kommentieren und Schleichen beschäftigt. Das wahre Highlight ist die zuvor geschilderte stille Bedrohung. Ein Actionfeuerwerk hätte vielleicht für mehr Popcornkonsum gesorgt, aus dem Film aber auch nichts Besonderes mehr gemacht. So bleibt eine ruhige Alienjagd, deren Ende einen nachdenklich zurücklässt.

Note: gut.

The last exorcism



Ein Priester hat genug: Immer wieder wird er als Exorzist zu Familien bestellt, denen er helfen soll. Er selbst glaubt nicht an Dämonen oder andere Formen der Besessenheit. Um der Welt zu zeigen, dass alles nur ein Schwindel ist, bestellt er sich ein Kamerateam zu sich nach Hause. Er möchte, dass die Reporter ihn begleiten und eine Dokumentation über seine Tätigkeit drehen. Er möchte beweisen, dass Exorzismus nicht existiert und wählt aus den zahllosen Zuschriften eine zufällige aus. Der Brief kommt von einem auf einer abgelegenen Farm lebendem Familienvater, der sich um seine Tochter sorgt, da sie Anzeichen von Besessenheit zeigt. Sofort macht sich der Priester ans Werk. Er präpariert das Zimmer des Mädchens, um so eine Dämonenaustreibung zu simulieren. Der Vater fällt auf den Spuk herein und ist überzeugt davon, dass der Dämon ausgetrieben wurde.

Aber gerade, als der Priester wieder nach Hause fahren möchte, steht das Mädchen plötzlich in seinem Hotelzimmer. Woher kannte sie sein Zimmer und warum kann sie sich an nichts mehr erinnern? Steckt etwa mehr hinter der ganzen Sache, als der Priester zunächst dachte?

Ich habe von diesem Film nicht viel erwartet. Der Trailer ließ mich einen „Der Exorzist“-Klon voller Ekel, Blut und Geschrei erwarten und ich wollte mich einfach mal überraschen lassen. Um es kurz zu machen: Es kam anders als erwartet. Der Stil des Films hat mich umgehauen. Die dokumentarische Inszenierung war mal etwas vollkommen anderes und die Herangehensweise an das Thema Exorzismus und Glaube großartig.

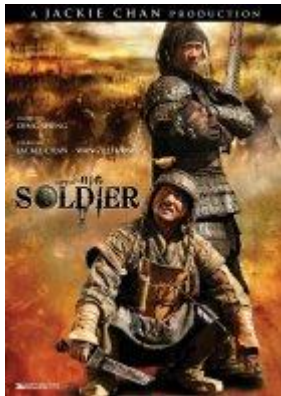
Alleine der Protagonist gibt während der ersten Minuten einige Kommentare über den Glauben von sich, die mich laut auflachen ließen. Selten wurde die Kirche so bloßgestellt. Er erinnert einen während seiner Schilderungen schon fast an „Leslie Vernon“ aus „Behind the mask“, so trocken redet er über seine Arbeitsmethoden.

Gleichzeitig spielt der Film aber auch mit genau dieser Herangehensweise. Während des Films wachsen beim Zuschauer genauso wie beim Priester und dem ihn begleitenden Filmteam die Zweifel. Geht hier wirklich alles mit rechten Dingen zu? „The last exorcism“ schafft es dabei, die Theorien der Zuschauer zu für einen Moment zu bestätigen, nur um sie gleich darauf mit neuen Informationen zu widerlegen. Toll.

Vielmehr möchte ich an dieser Stelle auch nicht verraten. Der Film war ein absolutes Highlight des Festivals und hinterließ einen vollkommen anderen Eindruck, als der es der Trailer vermuten ließ. Ansehen!

Note: sehr gut.

Little big soldier



Das alte China ist gespalten. Unzählige verfeindete Fürstenhäuser kämpfen um die Macht über das Land. Bei einer großen Schlacht kommen alle 3.000 Soldaten ums Leben. Niemand scheint überlebt zu haben, bis sich plötzlich ein einfacher Soldat zwischen ein paar Leichen aufrappelt. Er hat sich lediglich tot gestellt und die Schlacht so als einziger überlebt. Zumindest dachte er das. Auf einmal stößt er nämlich auf einen verwundeten General der feindlichen Armee. Es gelingt ihm, den Verwundeten zu fesseln, um ihn so zurück in seine Heimat zu bringen und dort ein stattliches Lösegeld und die Befreiung vom Militärdienst zu erhalten. Leider ist er nicht der einzige, der den General fangen möchte. Eine Gruppe gefährlicher Krieger ist ihnen auf den Versen.

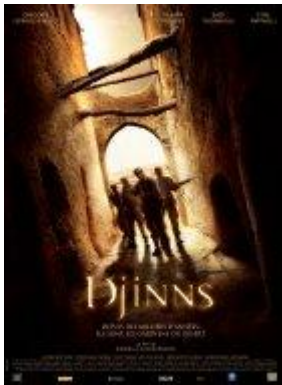
Wieder einmal haben wir es hier mit einem asiatischen Film zu tun, der wohl niemals ins deutsche Kino kommen wird. Das ist extrem schade. Jackie Chan spielt hier die Hauptrolle und verkörpert den in der Beschreibung erwähnten Soldaten, der sich tot stellt, um nicht getötet zu werden. Er ist ein sehr interessanter Charakter, da er den ganzen Film über eigentlich immer versucht, Kämpfen aus dem Weg zu gehen, während um ihn herum alle etwas gegen ihn haben. Sein größter Wunsch ist es, ein einfacher Bauer zu werden und sich aus Kriegen rauszuhalten. Darum nimmt er auch den gegnerischen General gefangen. Er will ihm nichts antun, er möchte lediglich die Belohnung dafür einstreichen, um sich seinen Traum verwirklichen zu können. Aber selbstverständlich ist das alles leichter gesagt als getan.

Dies liegt vor allem an seinem unfreiwilligen Begleiter. Der General des Feindes versucht anfangs noch zu fliehen, merkt aber schon bald, dass er auf die Hilfe seines Gegners angewiesen ist, um selbst zu überleben. Die beiden haben während des Films immer wieder kleinere Differenzen und Streitigkeiten, respektieren sich jedoch dabei. Die Atmosphäre zwischen den ihnen hat mir sehr gefallen und selten habe ich eine so großartige Umsetzung dieses Themas gesehen. Es kommt zu einigen lustigen Szenen, schlägt hin und wieder aber auch eine ernstere Richtung ein. Die Mischung ist genau richtig, um den Zuschauer gleichzeitig zu unterhalten und mitzureißen. Immer wieder lernt man neue Details über die Hintergründe der Charaktere kennen und man hat sich sichtlich Mühe gegeben, dem Zuschauer zwei interessante Charaktere vorzusetzen.

Natürlich sollte ich abschließend noch die Kampfszenen hervorheben, die unglaublich gut choreografiert sind und eine wahre Augenweide darstellen. Vor allem Jackie Chans Steintricks waren großartig. Doch sind sie nicht der Hauptteil des Films. Es geht um zwei Feinde, die aufeinander angewiesen sind und dadurch zusammenwachsen.

Note: Sehr gut.

Stranded



Mitten in der Wüste stürzt ein Militärflugzeug ab, dessen Ladung so wichtig ist, dass ein Trupp Soldaten auf die Suche nach ihr geschickt wird. Keiner von ihnen weiß, was genau sie eigentlich suchen, aber als sie das Flugzeug finden ist die komplette Besatzung tot und die Fracht stellt sich als einfacher Metallkoffer heraus. Plötzlich werden sie von Terroristen angegriffen und müssen sich verteidigen. Doch das ist längst nicht alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Gefährliche Wüstendämonen, Djinns, machen auf einmal Jagd auf sie.

Was soll ich sagen? Der Film war eine schöne Eröffnung des Festivaltags. Man musste sich nicht konzentrieren, konnte auch mal an andere Sachen denken, in Ruhe frühstücken und hatte am Ende trotzdem nichts verpasst. „Stranded“ ist ein recht unspektakulärer und durchschnittlicher Monsterfilm. Bei den Monstern handelt es sich dieses Mal um Djinns, was immerhin mal was anderes ist, als die einem ansonsten so begegnenden Dämonen oder Geister.

Die Djinns sind im Grunde auch das Interessanteste am Film. Die menschlichen Darsteller sind austauschbare Klischeesoldaten und letztendlich war es mir vollkommen egal, wer von ihnen am Ende überlebte und wer nicht. Auch das in der Wüste lebende Einsiedlervolk mitsamt tätowierter Voodoodame als Oberhaupt konnte das nicht mehr ausgleichen.

Nun sollte man noch erwähnen, dass die Djinns eher eine passive Rolle gespielt haben. Djinns greifen ihre Opfer nämlich nicht direkt an, sie ergreifen Besitz von ihren Gedanken und treiben sie so in den Wahnsinn. Man sieht sie eher als Schatten im Hintergrund agieren und daraufhin übernehmen die menschlichen Darsteller wieder die Bühne. Das alles ist zwar ein interessantes Konzept, bei so schlechten Schauspielern jedoch nur schwer umzusetzen. Die Djinns sahen dafür sehr gut aus.

Überraschenderweise hat das Ende den Film sogar noch ein wenig gerettet. Zwar konnte man es sich bereits nach wenigen Minuten selbst zusammenreimen, die Auflösung hat mir aber gut gefallen und hätte einen theoretisch nachdenklich zurücklassen können, wenn man nicht gerade einen Trashfilm über Djinns gesehen hätte.

Note: ausreichend.

Get shorty

Nachdem ich das Kurzfilmprogramm letztes Jahr aufgrund eines mich mehr interessierenden Alternativfilms ausgelassen hatte, wollte ich dieses Jahr nicht darauf verzichten. Bisher hatte ich hier nur positive Erfahrungen gemacht und irgendwie gehört es für mich, wie ich letztes Jahr im Nachhinein bemerkt hatte, mittlerweile zum Festival dazu. Dieses Jahr gab es zehn Kurzfilme zu bewundern und von schockierend über dramatisch zu lustig war alles dabei.

Da es sich hier um Kurzfilme von durchschnittlich zehn Minuten Länge handelt, werde ich nicht viel zu den einzelnen Inhalten schreiben und sie nur sehr grob zusammenfassen. Ich würde ansonsten alles verraten. Darum gibt es immer nur ein paar kurze Sätze über den Inhalt, gefolgt von meiner ebenso kurzen Meinung und das war es dann auch schon wieder. Zum Schluss gibt es noch ein Gesamtfazit und natürlich die Endbenotung.

The horribly slow murderer with the extremely inefficient weapon

Ein Mann wird von einem Killer gejagt, der leider kein Messer oder ähnliches als Mordwerkzeug benutzt, sondern mit einem Löffel auf ihn einschlägt. Dies verspricht einen extrem langsamen und qualvollen Tod.

Der Film wurde wie ein Filmtrailer aufgemacht und vereint gängige Trailerklischees mit der vollkommen bescheuerten Idee eines Löffelkillers. Toll gemacht, schönes Konzept, die Qualität stimmt auch und der Humor hat mir ebenfalls gefallen. Leider kannte ich den Film schon (Zum ersten Mal beim Festival kannte ich tatsächlich bereits einen der Kurzfilme!), wodurch die Wirkung natürlich nicht so intensiv war wie beim ersten sehen. Aber da konnte der Film ja nichts für. Eine klare Empfehlung für Slasherfreunde.

The story of my life

Eine Frau begegnet auf der Straße einem Mann, der scheinbar alles über sie weiß und ihr jede wichtige Station ihres Lebens aufzählt.

Der Film war kurz und unspektakulär. Das Ende kam zwar wuchtig, hatte auf mich aber keinerlei Wirkung. Nette Idee aber etwas zu langweilig inszeniert und am Ende dann einfach nichts besonderes.

He dies at the end

Ein Mann sitzt an seinem Schreibtisch, als plötzlich ein Fragebogen auf seinem Bildschirm erscheint. Während er ihn ausfüllt beschleicht ihn das Gefühl, er würde beobachtet.

Großartig. Ein fünf Minuten langer Kurzfilm mit einem Spannungsaufbau, der so manchen Horrorfilm alt aussehen lässt. Man weiß, dass etwas passieren wird, nur nicht wann. Unbedingt nachts mit gutem Ton und in ruhiger Umgebung ansehen. Das Kino war begeistert.

I love Sarah Jane

Eine Zombieinvasion hat fast die gesamte Menschheit ausgerottet. Ein paar Kinder haben sich in einem Haus verbarrikadiert, im Garten einen Zombie gefangen und wie einen Hund angekettet, um ihn zu quälen.

Dieser Kurzfilm hat mich nicht wirklich mitgerissen. Er wirkte wie eine Einleitung für einen richtigen Zombiefilm, war qualitativ gut gemacht, baute jedoch keinerlei Spannung oder Atmosphäre auf. Er plätscherte vor sich hin und war dann irgendwann einfach vorbei.

Love me tender

Ein Mädchen ist auf der Suche nach der wahren Liebe. Sie träumt von einer Romanze wie im Film Casablanca. Schon oft hat sie es versucht, leider hat es nie funktioniert. Leider für ihre Partner. Denn wer ihr Liebesspiel nicht mitspielt, hat schon bald schwere gesundheitliche Probleme.

Verrückte Liebessüchtige sucht einen Partner und tötet die, die ihr nicht passen. Im Grunde kennt man die Geschichte schon und wirklich viel neues kann sie auch nicht bieten. Für ein paar Lacher zwischendurch war der Film aber auf jeden Fall zu haben und gelangweilt hat man sich nun auch wieder nicht.

Half hearted

Ein Mann wacht nach einer durchzechten Nacht in seiner Wohnung auf. Seine Freundin ruft ihn an, um sich mit ihm zu verabreden. Da ist es natürlich äußerst unpassend, dass neben ihm eine Prostituierte liegt, die noch auf ihre Bezahlung wartet. Aber das ist nur der Anfang für diesen vollkommen missratenen Morgen nach einer durchzechten Nacht.

Was der Protagonist dieses Kurzfilms alleine an einem Morgen erlebt, würde bei mir einen ganzen Monat an schrecklichen Ereignissen ausfüllen. Ein Schlamassel folgt dem nächsten und als Zuschauer wartet man nur darauf, dass wieder etwas schief geht. Schöne kleine Komödie mit tollem Ende.

Uyuni

Mitten in einer Salzwüste macht ein Mann einer Frau einen Heiratsantrag. Die Frau lehnt jedoch ab, wodurch der Mann ausrastet und sie mitten in dieser Einöde vergewaltigen möchte.

Dieser Film ging vollkommen an mir vorbei. Nicht nur, dass ich das Ende bereits vorhersehen konnte, ich fand es auch irgendwie nicht gut. Geschmacklos wäre auf jeden Fall übertrieben, man wusste nur einfach nicht, wie man am Ende des Films reagieren sollte. Zieht den Zuschauer ein wenig runter, traut sich dafür aber auch etwas.

Shinda Gaijin

Eine Frau betritt ihre Wohnung und möchte ein Bad nehmen. Leider funktioniert das nicht so ohne weiteres, denn ohne eine Begründung liegt plötzlich die Leiche eines Mannes in der Wanne. Neben ihr liegen Werkzeuge, um die Leiche zu entsorgen. Die Frau weiß sich nicht anders zu helfen als zu tun, was man von ihr verlangt und sie entsorgt die Leiche wie befohlen. Leider hilft ihr das nicht

weiter. Denn schon kurze Zeit später liegt die gleiche Leiche erneut in der Wanne, als wäre nichts gewesen.

Was auch immer der Film mir sagen wollte, ich habe es nicht verstanden. Steckte dort eine tiefere Bedeutung hinter, so ging sie an mir vorbei. Für mich war der Film einfach eine sehr skurrile Komödie, die dem Zuschauer unzählige Möglichkeiten aufzeigt, eine Leiche loszuwerden. War lustig anzusehen, der Sinn blieb mir jedoch verborgen.

Oma rennt!

Während eines Spaziergangs im Park mit ihrem Gehgestell wird eine alte Dame plötzlich von einer Gleichaltrigen (ebenfalls mit Gehgestell) überholt. Das kann sie sich selbstverständlich nicht bieten lassen und ein Wettrennen beginnt, bei dem die Damen alles aus sich herausholen.

Dieses Wettrennen ist das wohl unspektakulärste, was ich bisher im Kino genießen durfte. Und genau darum ist es auch so lustig. Die Ernsthaftigkeit mit der die Omas sich hier duellieren wird mit einem tollen Ende gekrönt, das den Generationenkonflikt wohl für immer begraben dürfte.

The kinematograph

Ein Mann verschanzt sich auf seinem Dachboden mit nur einem Ziel vor Augen: Er möchte nicht nur den bewegten Film erfinden, sondern dies auch noch in Farbe erreichen. Er stürzt sich in seine Arbeit, vergisst dabei aber fast alles um sich herum.

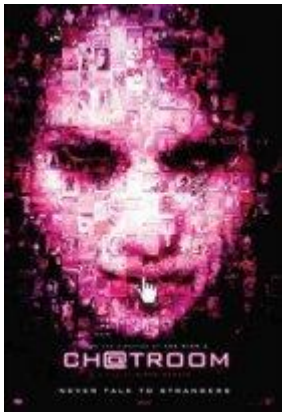
Ein animierter Film über das Kino passt natürlich perfekt in die Festivalatmosphäre. Er ist sehr liebevoll gestaltet, die Animationen sind butterweich und alles passt zusammen. Leider zieht er den Zuschauer aufgrund dramatischer Ereignisse sehr runter und man bleibt mit einem mulmigen Gefühl zurück.

Fazit

Das war es auch schon wieder. Zehn Kurzfilme und jeder hatte etwas ganz eigenes. Es gab schwächere, dafür aber auch richtig starke. Die Highlights waren auf jeden Fall „He dies at the end“, „Oma rennt!“ und „The kinematograph“. Nur einen Kritikpunkt habe ich: vielleicht hätte man die letzten beiden Filme tauschen sollen, um das Publikum nicht so traurig berührt zurück zu lassen. Auf der anderen Seite wäre dadurch vermutlich der Eindruck, den der Film hinterlassen hat, auch zu schnell verflogen. Schwer zu beurteilen. Alles in allem war ich aber sehr zufrieden mit der Auswahl der Kurzfilme. Nächstes Jahr gerne wieder.

Note: gut.

Chatroom



Eine Gruppe Jugendlicher trifft sich im Internet in einer Chatcommunity. Einer von ihnen hatte dort einen eigenen Raum erstellt, die anderen betreten diesen rein zufällig. Da sie sich von Anfang an gut verstehen, beschließen sie, sich von nun an regelmäßig hier zu treffen. Mit der Zeit stellt sich heraus, dass jeder von ihnen ein Problem in seinem Leben hat. Neid, Liebe, Depressionen, alles kommt zusammen. Was sie nicht wissen: Einer der Anwesenden ist auf der Suche nach genau diesen Geheimnissen, um mit ihnen seine Mitchatter zu manipulieren und ein krankes Spiel zu spielen.

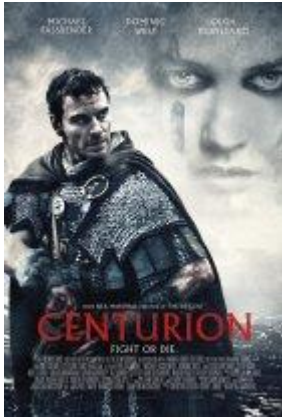
Was man bei „Chatroom“ als erstes hervorheben sollte, ist sein sehr interessanter Stil. Die Chatszenen werden nicht etwa durch an Computern sitzende Personen dargestellt, sondern in die Realität übertragen. Man läuft einen schier endlosen Gang entlang und links und rechts von einem befinden sich Türen, die jeweils in einen der angrenzenden Chatrooms führen. Hierbei handelt es sich um richtige Räume, die von ihren Erstellern dekoriert und gestaltet werden können. Man bildet in der Mitte einen Stuhlkreis, die Chatter sitzen sich gegenüber und können sich so unterhalten. Die Übertragung eines Chats auf die Realität fand ich sehr gut umgesetzt und man stieß immer wieder auf kleinere Details, die den positiven Eindruck verstärkten.

Parallel dazu gab es dann selbstverständlich noch diverse Szenen aus der Realität. Hier trifft man auf die Menschen hinter den Bildschirmen und sieht wie sie versuchen, mit ihrem Leben klarzukommen. Chatroom übertreibt es hier jedoch ein wenig, da wirklich keiner der anwesenden Chatter ein normales Leben führt und jeder irgendwo ein Problem hat, wodurch schnell der Eindruck entsteht, dass sich nur Menschen mit psychischen Problemen in Chats aufhalten. Auf der anderen Seite kann ich aber bestätigen, dass in jedem großen Chat mindestens ein Besucher wirklich psychische Probleme hat. Ich konnte mit dieser Art der Darstellung jedenfalls leben, sollte sie schließlich dem Zuschauer nahelegen, wie gefährlich die Flucht in die virtuelle Welt sein kann. Man kann seinen Gegenüber nicht einschätzen, muss darauf achten, was man von sich preisgibt und wenn man nicht aufpasst, kann man schnell manipuliert werden. Man muss auf der Hut sein. Vor allem, wenn man psychische Probleme wie Depressionen hat.

Somit halte ich „Chatroom“ für einen wichtigen Film. Ja, er ist charakterlich übertrieben, dennoch stimmte er mich nachdenklich. Ich selbst habe bereits viel Zeit in Chats verbracht und kann somit aus eigener Erfahrung bestätigen, dass es dort nicht immer fair zugeht. Es wird beleidigt, gelästert, ignoriert, gegeneinander aufgestachelt oder sonst wie geärgert. Natürlich ist das nicht der normale Umgangston, es kann aber schneller in diese Richtung gehen, als es einem lieb ist. Ich empfehle „Chatroom“ jedem Onlinefreund. Selbst wenn man die Handlung nicht mag, wird man bestimmt Freude an der Umsetzung haben.

Note: gut.

Centurion



Als Römer hat man es nicht leicht. Da will man die Welt unter einem Banner vereinen und plötzlich gibt es da einen Stamm voller wilder Pikten die einem das Leben und die Eroberungspläne schwer machen. Ohne Vorwarnung überfallen sie einen römischen Trupp, der in einen Hinterhalt gelockt wurde. Nur wenige Römer überleben, diese begeben sich nun aber auf die Suche nach ihrem Anführer, der von den Pikten gefangengenommen wurde. Bei der Rettungsaktion geht jedoch etwas schief, wodurch die Pikten nun wiederum Jagd auf die Gruppe machen, die nun versucht, so schnell wie möglich die römische Grenze zu erreichen.

„Centurion“ ist eine einzige wilde Hetzjagd. Erst jagen Pikten die Römer, dann die Römer Pikten und nach einiger Zeit wechselt es erneut. Somit gibt es im Grunde keine Ruhepause für den Zuschauer und lediglich ein paar der großartigen Landschaftsaufnahmen lassen Zeit zum durchatmen.

Ansonsten wird man mit blutigen und dreckigen Kämpfen überschüttet, die man mit einer solchen Härte nur selten zu sehen bekommt. Mehr möchte der Film auch nicht sein und was anderes darf man nicht erwarten. Hier gibt es keine lehrreiche Geschichtsstunde, sondern einen reinrassigen Actionfilm, der genauso kurzweilig wie unterhaltsam ist. Nichts neues aber definitiv ein wunderbarer Film für die große Leinwand.

Note: gut.

Hatchet 2



Der Film beginnt dort, wo der erste Teil aufgehört hat. Marybeth kämpft gegen Victor Crowley, kann aber entkommen. Sie rettet sich in das Dorf des Vorgängers, sammelt eine neue Gruppe um sich und zieht mit dieser erneut in den Sumpf, um den Spuk ein für allemal zu beenden.

Ja, was soll ich sagen? Die Handlung des Films ist nicht nur leicht zusammengefasst, sondern gleichzeitig auch noch vollkommen egal. Wer den ersten Teil kennt weiß, was hier auf einen zukommen wird und wird auch definitiv nicht enttäuscht. Die zu ermordende Gruppe ist größer, Crowley kreativer und die Effekte noch immer ganz große Handwerkskunst. Was einem hier geboten wird, würde man gerne häufiger sehen. „Hatchet 2“ schlägt den grandiosen Vorgänger mit Leichtigkeit.

Leider ist der Anfang so zähflüssig wie der sumpfige Drehort. Fast das gesamte erste Drittel wird nur geredet. Dies dient selbstverständlich der Charakterisierung der neuen Darsteller, hätte man aber auch etwas kürzer fassen können. Dafür wird man dann zum Schluss mit einem wahren Blutfest belohnt und kann nicht anders, als den Film mit einem zufriedenen Grinsen zu verlassen.

Natürlich ist der Film vollkommen stumpf aber wer hat denn bitte etwas anderes erwartet? „Hatchet 2“ erfüllt mir jeden Wunsch, den ich an ihn hatte und somit kann ich ihm nur die Bestnote geben. Brutaler Splatterspaß gehört für mich einfach auch zum Festival. Ich hoffe auf einen dritten Teil.

Note: sehr gut.

The reef



Ein paar Freunde machen eine Bootstour, um sich zu entspannen und tauchen zu gehen. Leider gibt es einen Unfall: Das Boot wird von irgendetwas gerammt und umgeworfen. Zwar überlebt die Besatzung, findet sich nun aber mitten im Meer auf einem sinkenden Bootsrumpf wieder. Was tun? Auf Hilfe warten? Dass sich in diese Region ein anderes Schiff oder Flugzeug verirrt, ist äußerst unwahrscheinlich. Also gibt es nur eine Möglichkeit: Sie müssen schwimmen. Einer ihrer Begleiter kennt sich in dieser Region aus und weiß, in welcher Richtung sich eine kleine Insel befindet. Also schwimmen sie los. Niemand ahnt, dass sie längst unter Wasser beobachtet werden.

Mit „The reef“ habe ich den diesjährigen Tierhorrorfilm des Festivals gesehen. Gehört ja auch dazu. Schade, dass es sich um einen Haifilm handelte, denn diese halte ich noch immer für die schwächsten Filme des Genres. Nicht, dass ich Haie als harmlose Geschöpfe bezeichnen würde. Das Problem sind die Menschen in diesen Filmen, denn ein Mensch im Wasser kann fast gar nicht auf die Haiangriffe reagieren und ist den Tieren hilflos ausgeliefert. Ich finde es interessanter, wenn der Mensch einem Angriff noch etwas entgegensetzen kann.

Der Film versucht aber, das Beste aus dieser Situation zu machen. Die hier zu beobachtenden Menschen sind wirklich ausgeliefert. Sie schwimmen im Meer herum und sind umgeben von nichts anderem als Wasser. Keine Rettung in Sicht, die Gefahr aber immer in ihrer Nähe. Atmosphärisch war das auf jeden Fall das Maximum, was man aus einem Haifilm herausholen konnte.

Die besten Szenen waren die, in denen die Schwimmer nach dem Hai Ausschau hielten. Man schaute durch eine Taucherbrille unter die Wasseroberfläche, nur um festzustellen, dass man lediglich ein paar Meter geradeaus schauen konnte. Aus diesem „Nebel“ schoss dann plötzlich der Hai hervor und man zuckte zusammen.

Ansonsten bekommt man aber nichts neues geliefert. „The reef“ gibt sich Mühe und macht im Grunde alles richtig. Ich weiß nicht, was man aus einem realistischen Haifilm noch herausholen könnte. Wirklich mitgerissen wurde ich aber nie.

Note: ausreichend.

Hidden



Ein Mann kehrt nach dem Tod seiner Mutter in seine Heimat zurück. Dadurch kommen alte Erinnerungen in ihm hoch. Seine Mutter hatte ihn als Kind in einen dunklen Keller gesperrt und wie einen Gefangenen festgehalten. Als er das verlassene Haus seiner Mutter betritt, werden die Erinnerungen stärker. Etwas stimmt nicht. Manche Dorfbewohner trauen ihm nicht und als dann auch noch ein paar Jugendliche verschwinden, erhärtet sich der Verdacht, dass noch immer etwas böses in diesem Haus lebt.

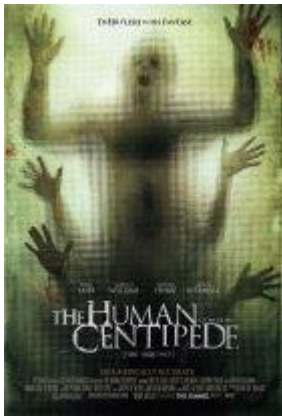
Das war wohl nichts. „Hidden“ ging komplett an mir vorbei. Zunächst waren da die vollkommen vorhersehbaren Schockmomente im ersten Drittel des Films, die sich mir mit Leuchtreklamen ankündigten (Leichenhalle, Spiegel, Schatten, das gab es nun wirklich schon zu genüge) und somit keinerlei Wirkung erzielten. Der Rest der Geschichte plätscherte dann einfach nur vor sich hin und ich habe mir andauernd Gedanken darüber gemacht, wie man den Zuschauer am Ende noch überraschen könnte. Leider trat nichts davon ein und man bekam ein so offensichtliches Ende präsentiert, dass ich nur noch den Kopf schütteln konnte. Die letzte Szene will dann noch einmal alles retten, schafft es aber leider nicht.

Somit ist „Hidden“ einfach nicht mein Ding gewesen. Es werden Charaktere eingeworfen, die keinerlei Erklärung finden und plötzlich verschwinden, man kann sich die meisten Sachen selbst denken und manche Gegenstände wurden lediglich im Film eingebaut, um eine mysteriöse und kranke Atmosphäre einzubauen. Das hat bei mir aber nicht funktioniert. Man darf nicht einfach ein paar komische Puppen in der Wohnung verteilen. Man muss sie schon noch in die Handlung einbauen. Zeigt wie sie hergestellt wurden und warum. Aber einfach hinlegen? Bitte nicht.

Einen kleinen Bonus bekommt der Film von mir aber für seine Kulisse. Das verlassene Haus mit all seinen düsteren Räumen hat definitiv funktioniert und die ein oder andere Szene war dank guter Kameraführung auch angenehm spannend. Leider reichte all das nicht, um mir „Hidden“ noch lange in Erinnerung halten zu können.

Note: mangelhaft.

The human centipede



Zwei amerikanische Mädchen machen eine Europatour. Gerade als sie eine Party in Deutschland besuchen möchten, geht jedoch etwas schief: Ihr Auto bleibt mitten im Wald liegen. Hilfe ist keine in Sicht. Also machen sich die beiden zu Fuß auf den Weg. Nach einiger Zeit stoßen sie auf ein abgelegenes Haus, dessen Bewohner sie hereinbittet, ihnen Hilfe anbietet, sie betäubt und in seinem Keller an Krankenbetten festkettet. Er plant ein chirurgisches Experiment mit ihnen und einem anderen Gefangenen. Er möchte sie zusammennähen und so einen menschlichen Hundertfüßer kreieren.

Krank. Mehr fällt mir zunächst nicht ein. Ich schildere mal kurz das Experiment. Wir haben drei Personen. A, B und C. Allen drei werden die Kniescheiben entfernt, damit sie sich nur noch auf allen Vieren fortbewegen können. Nun werden die Lippen von B an den After von A genäht. Das Gleiche geschieht nun noch mit C und B. So entsteht eine Einheit. A wird gefüttert, verdaut die Nahrung in B, die dies wiederum auf dem gleichen Weg an C weitergibt. Alleine die Vorstellung lässt einen erschauern.

Das Interessante an dem Film ist nun, dass er im Grunde absolut „sauber“ ist. Ich hatte mit in Kot watenden, blutverschmierten Opfern gerechnet, doch unser Wissenschaftler ist ein wahrer Saubermann. Sein militärisches Auftreten unterstreicht den Kontrast zu seinem Experiment noch einmal und somit wirkt der Film ungemein befremdlich. Gleichzeitig muss man hier und da über das Gesehene sogar lachen. Das Auftreten des Arztes, die Reaktionen seiner „Schöpfung“, ein paar auftretende Nebencharaktere, alles wirkt so skurril, dass man hin und hergerissen ist zwischen Ekel und Unterhaltung. Mich hat der Film umgehauen und ich wurde bestens unterhalten. Der Arzt spielt seine Rolle grandios übertrieben und er trägt den Film problemlos auf seinen Schultern.

Man darf aber auch nicht alles hinterfragen, was der Film einem präsentiert. Gerade in der Einleitung benehmen sich unsere zwei Amerikanerinnen aufs Äußerste dumm. Der Kinosaal konnte nicht anders, als sich über sie lustig machen. Auch ein paar Anschlussfehler gibt es, über die man aber wirklich problemlos hinwegsehen kann. Natürlich ist hier nicht alles logisch. Dass das Experiment des Arztes so nur schwer funktionieren kann, ist doch wohl klar. Muss man das jetzt detailliert ausdiskutieren? Ist es realistisch, dass sich eine Echse durch eine Atombombe in ein meterhohes, atomspuckendes Monstrum verwandelt? Wer stellt denn bitte solche Fragen?

Wer schon durch den Gedanken an das Experiments Übelkeitsgefühle bekommt, sollte sich natürlich von dem Film fernhalten. Ich kann aber sagen, dass er bei weitem nicht so eklig inszeniert wurde wie man anfangs denken mag. Freunde verrückter Wissenschaftler sollten hier auf jeden Fall zuschlagen. „The human centipede“ ist wahrlich unterhaltsam.

Oh, noch eine kleine Randbemerkung: Einige Reaktionen der anwesenden Kinobesucher war sehr lächerlich. Der Film spielt in Deutschland. Was bedeutet das? Richtig: Dass der Arzt Deutsch spricht. Und deutsche Zeitungen liest. Und sich auch sonst mit vielen deutschen Sachen umgibt. Muss man deswegen jetzt immer lachen, wenn man etwas in seiner Heimatsprache sieht oder hört? Ich finde nicht. Was spielte sich aber im Kinosaal ab? Der Arzt stand zum Beispiel in seinem Garten und hatte eine Zeitung unter den Arm geklemmt. Es handelte sich um „Die Welt“. Und was riefen einige laut lachend? „Haha! Die Welt!“ Wahnsinnig lustig. Auch deutsches Fluchen und ähnliches brachte ein paar der Anwesenden zum Lachen. Das habe ich nicht verstanden. Egal. Der Film war trotzdem super. Ich freue mich auf den Nachfolger!

Note: sehr gut.

Four Lions



Der in England lebende Muslim Omar hat nur ein Ziel in seinem Leben: Er möchte als Selbstmordattentäter ein Zeichen setzen. Dafür ist er leider auf die Hilfe seiner Freunde angewiesen, die zwar das gleiche Ziel verfolgen, gleichzeitig aber auch vollkommen unfähige Idioten sind. Die Reise in ein Terroristencamp läuft schief, sie sind sich über ihre Ziele uneinig, äußerst unvorsichtig und kriegen wirklich gar nichts auf die Reihe.

„Four Lions“ greift ein Thema auf, das schon lange mal überfällig war. Darf man sich über Terrorismus lustig machen? Warum nicht? Der Film nimmt dabei kein Blatt vor den Mund und traut sich Dinge, die man so noch nicht auf der großen Leinwand sehen durfte. Man erwischt sich immer wieder dabei, lauthals loszulachen, obwohl realistisch betrachtet die Szenen vor einem eher das traurige Bild einer Gruppe vom Glauben fehlgeleiteter Menschen zeichnen.

Gleichzeitig spielt er mit allen nur erdenklichen Terrorismusklichees. Wie werden Terrorvideos gedreht? Und wo? Wie sorgt man dafür, dass die eigenen Gesichter nicht fotografiert werden können? Wie tarnt man Sprengsetze? Sind Raben gute Luftbomben? Und wo können Terroristen unbemerkt miteinander über das Internet kommunizieren? All diese Fragen werden beantwortet, wobei sich der Film aber nicht nur auf die Terroristen konzentriert, sondern gleichzeitig auch die Polizei alles andere als geschickt aussehen lässt.

Der Film lebt von seinen Hauptcharakteren, die allesamt, wie bereits geschrieben, einen leichten Knacks haben. Es ist unglaublich amüsant, diesen Deppen im Alltag zuzusehen. Sie streiten sich, lachen miteinander, planen Attentate und sind, ob sie es wollen oder nicht, aufeinander angewiesen. Blind laufen sie dem eigenen Tod hinterher, um im Anschluss für ihren Mut belohnt zu werden.

Selten habe ich einem so tiefschwarzen Humor gegenübergesessen und obwohl einen der Film durchgängig amüsieren kann, bleibt man am Ende doch sehr nachdenklich zurück. Seht ihn euch an. Ein Pflichtfilm für Freunde des britischen Humors, der kein Blatt vor den Mund nimmt.

Note: sehr gut.

Tucker & Dale vs Evil



Tucker und Dale sind zwei klassische Rednecks, beste Freunde und auf dem Weg in einen gemeinsamen Urlaub in einer abgelegenen Waldhütte. Auf dem Weg stoßen sie auf eine Gruppe Jugendliche, die den beiden aufgrund äußerlicher Vorurteile eher ablehnend gegenüber eingestellt ist. Leider zelten sie in der Nähe der Hütte, wodurch die beiden Parteien sich unfreiwillig über den Weg laufen. Es kommt zu einem Missverständnis und plötzlich müssen sich Tucker und Dale vor einer Meute Jugendlicher schützen, die lieber angreift, als zu reden.

Großartig. Dieser Film war auf jeden Fall der größte Spaß des gesamten Festivals. Dies lag aber nicht nur an den sehr heftigen Funsplattermomenten, sondern vor allem an den unglaublich sympathischen Protagonisten und der genial umgesetzten Geschichte um Missverständnisse. Wie sagt man so schön? Man sollte sich einfach mal zusammensetzen und über die Probleme zwischen einem reden, anstatt gleich aggressiv aufeinander einzuschlagen. Selten kam das deutlicher rüber als hier.

Ich möchte nicht viel mehr über die Handlung erzählen, da sie von ihren Überraschungen und dem Humor lebt, darum fasse ich mich kurz: Wer einen lustigen Abend mit ein paar Horror- und Splatterfreunden erleben möchte, kommt an diesem Film einfach nicht vorbei. Er hat wirklich alles, was man sich wünschen kann und ich freue mich bereits darauf, ihn selbst mit ein paar Bekannten zu sehen.

Note: sehr gut.

Ghost machine



Wir befinden uns in der Zukunft. Das Militär trainiert seine Soldaten mittlerweile nicht mehr draußen an der frischen Luft, sondern in einer virtuellen Welt. Mit VR-Helmen ausgestattet übt man so den Ernstfall, ohne sich verletzen zu müssen. Die Entwickler dieser Helme sind dagegen nicht großartig am Militärdienst interessiert. Sie spielen lieber Spiele mit der Ausrüstung. Eines Tages schnappen sie sich die Helme und fahren mit ihnen in ein altes und verlassenes Gebäude, das sie per Sensoren in die virtuelle Welt übertragen, um nun darin zu spielen. Leider wussten sie nicht, dass vor einiger Zeit in diesem Gebäude eine Frau gefangen, gequält und getötet wurde, die nun als Geist die Gegend unsicher macht. Durch die Sensoren gelangt das Wesen in das Spiel und plötzlich wird daraus tödlicher Ernst.

Dieser Film macht weder alles falsch, noch alles richtig. Zusammengefasst handelt es sich hier um einen durchschnittlichen Geisterfilm. Die Schockmomente haben bei mir leider überhaupt nicht gezündet, wodurch eher eine durchgängig leichte Gruselatmosphäre herrschte, mehr nicht. Dafür hat mir die Handlung gefallen. Ein Geist, der mit Hilfe hochsensibler Sensoren in eine virtuelle Welt eindringen und dort die sehr oberflächlich dargestellten Klischeeбенutzer real gefährden kann? Warum nicht! Ist doch mal was anderes, als der typische Geisterhausfilm. Gegen Ende wird sogar noch ein wenig in der Überraschungskiste gewühlt und somit bleibt zwar kein Oberknaller zurück, dafür aber ein schöner kleiner Geisterfilm, der einen Festivaltag angenehm ausklingen lässt.

Note: ausreichend.

The reeds



Ein paar Freunde machen eine Bootstour durch eine Sumpfregeion. Sie feiern, haben Spaß und denken sich nichts dabei, einfach mal von der sicheren Route abzuweichen und eine Abkürzung durchs Schilf zu nehmen. Was soll auch schon passieren? Just in dem Moment rammt das Boot unter Wasser einen Pfosten, der sich durch das Boot und einen der Passagiere bohrt. Nun bricht Panik aus. Leider ist dies auch der Moment an dem sich mysteriöse Dinge ereignen. Die Gruppe hört Schreie und Schritte auf dem Boot, man sieht sich selbst durch Fenster blicken und so weiter. Irgendetwas stimmt nicht.

Ich möchte hier eigentlich gar nicht viele Worte verlieren. „The reeds“ gibt sich sichtlich Mühe, scheitert dabei aber in meinen Augen vollkommen. Die Handlung empfand ich als nicht schlüssig, die Ideen waren zwar da, aber leider haperte es an deren Umsetzung.

Düstere Atmosphäre wollte trotz der eigentlich interessanten Ortschaften ebenfalls keine aufkommen und die unsympathischen Klischeecharaktere konnten sowieso nichts mehr retten.

Zusammengefasst plätscherte der Film so langsam an mir vorbei wie das Filmboot durchs Schilf. Schade, denn Potenzial war definitiv vorhanden und wenn man am Ende noch Lust gehabt hätte, wäre es sicherlich eine Freude gewesen, über die Handlung zu diskutieren.

Note: mangelhaft.

The nothing men



Eine Fabrik schließt ihre Tore. Die Hallen werden leergeräumt und die Produktion eingestellt. Nur eine Handvoll Mitarbeiter bleiben zurück. Sie warten auf ihre Abfindung. Um diese zu erhalten, müssen die sechs Monate lang in der leeren Fabrikhalle ausharren. Es herrscht Anwesenheitspflicht und wer diese verletzt, verliert den Anspruch auf seine Abfindung. Also wird sich gelangweilt. Zur Ablenkung spielt man Karten, liest und macht Witze. Zwei Wochen vor Ablauf der Zeit geschieht es dann: Ein neuer Mitarbeiter leistet den Wartenden Gesellschaft. Er muss die Zeit ebenfalls absitzen, jedoch wird er alles andere als freundlich aufgenommen. Aufgrund seines Verhaltens und Auftretens wird er für einen Spion der Firma gehalten, der die Mitarbeiter in der Hoffnung kontrollieren soll, sie benähmen sich daneben, um die Abfindung nicht zahlen zu müssen. Also wird beschlossen, sich die letzten zwei Wochen unauffällig zu verhalten und dem Fremden keine Aufmerksamkeit zu schenken. Natürlich kann das nicht funktionieren und so wird die Atmosphäre immer aggressiver.

Wir haben es hier mit einem Film zu tun, der vollkommen von seinen Charakteren getragen wird und so auch in einem Theater hätte aufgeführt werden können. Ein Großteil der Handlung spielt sich in besagter Fabrikhalle ab, wo sich die einzelnen Personen miteinander unterhalten. Man kann ihnen dabei zusehen, wie sie sich immer weiter von dem verdächtigen Neuen abgrenzen und nach und nach in einen Wahn steigern, den sie gar nicht selbst begründen können. Es geht um Hass und um Angst. Um Angst vor dem Unbekannten, den Verlust des einem zustehenden Geldes und um Misstrauen. Niemand kennt den Fremden, dennoch verdächtigt man ihn, gegen einen zu arbeiten.

Gleichzeitig konzentriert sich der Film vor allem auf das Leben dieses Fremden. Er ist verschlossen, gibt nichts von sich preis und verstärkt dadurch nur das Misstrauen. Dass er sogar von seinen Vorgesetzten Sondergenehmigungen erhalten hat (Er darf zum Beispiel als einziger in der Mittagspause nach Hause.) ist da selbstverständlich nur ein weiterer Tropfen auf den heißen Stein.

Der Zuschauer weiß im Grunde genommen genauso wenig über ihn wie die anderen Arbeiter. Dennoch stellt sich nach und nach heraus, dass er keinen bösen Eindruck hinterlässt und im Grunde nur in Ruhe gelassen werden möchte. Er erzählt gerne Geschichten über seinen Sohn, versucht sich mit den anderen anzufreunden, kann jedoch lediglich zu einem von ihnen eine Beziehung aufbauen.

Die ersten Minuten läuft der Film etwas schleppend voran, je weiter man jedoch in die Geschichte und ihre Charaktere eindringt, desto spannender und vor allem interessanter wird sie. Man erhält von Mal zu Mal weitere Informationen über den Neuen, leidet mit ihm, verachtet die ihn immer weiter reizenden Arbeiter und am Ende geht die ganze Geschichte in eine Richtung, die man so gar nicht erwartet hätte.

Es handelt sich hier um ein Drama. Man trifft auf nichts Mystisches und die Handlung bleibt stets auf dem Boden der Tatsachen. „The nothing men“ ist vergleichbar mit dem zuvor gelaufenem „The ape“, macht aber nicht den Fehler, sich in langweiligen Szenen zu verlaufen und bietet so eine sehr interessante Charakterstudie und zeigt, dass man nicht jedem Fremden sofort misstrauen sollte.

Note: gut.

Black death



Wir befinden uns im Jahre 1348 und die Beulenpest plagt ganz Europa. Überall stapeln sich Leichenberge und niemand ist vor der Krankheit sicher. Dennoch machen Gerüchte die Runde. Gerüchte von einem kleinen Dorf, das von einem Nekromanten geführt wird. Er soll sich und die Einwohner vor der Pest schützen. Natürlich kann das von der Kirche nicht toleriert werden und sie schickt einen Trupp edler Ritter in Begleitung eines Mönchs aus, um dem Dorf einen Besuch abzustatten.

Ich mag es, wenn Filme versuchen, mystische Phänomene, alte Legenden und ähnliches auf realistische Weise zu erklären. „Black death“ geht in genau diese Richtung. Zwar wird häufig über den Glauben, Hexen und ähnliches geredet, dennoch kann man als aufgeschlossener Zuschauer schnell erkennen, dass nichts davon real ist, sondern lediglich als veraltete Erklärung für eine Krankheit wie die Beulenpest dient. Warum lässt Gott es zu, dass selbst die an ihn glaubenden Vorbildchristen an dieser Krankheit zugrunde gehen? Wo ist da die Gerechtigkeit? Der Film stellt häufig diese Frage und die Antworten der in ihm vorkommenden Personen lassen einen meistens nur mit dem Kopf schütteln.

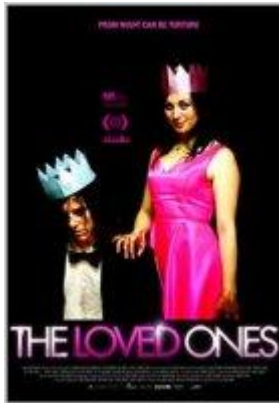
Um den Kontrast zwischen Glaube und Wirklichkeit noch weiter zu verstärken, konfrontiert der Film den Zuschauer hin und wieder auch mal gerne mit zunächst nicht erklärbaren Situationen. Man sollte sich davon aber niemals aus der Ruhe bringen lassen und einen klareren Kopf bewahren, als manche unserer leichtgläubigen Freunde im Film. Nicht alles ist immer so wie es scheint.

Die Charaktere des Films werden unterdessen auf eine harte Glaubensprobe gestellt. Wie weit kann einen der eigene Glaube treiben? Ist man bereit für diesen zu sterben? Und kann man andere töten, um den eigenen Glauben zu schützen? Diese unangenehmen Fragen wirft der Film seinem Publikum ins Gesicht und lässt es darüber nachdenkend zurück.

„Black death“ zeichnet ein sehr schönes Bild aus damaliger Zeit, ist handwerklich sehr gut gemacht, bietet viele interessante Charaktere und erzeugt am Ende ein flaues Gefühl in der Magengegend. Toll.

Note: gut.

The loved ones



Wer erinnert sich nicht gerne an die Schulzeit? Man war verliebt, andere liebten einen zurück und dann waren da noch die, die einen liebten, man selbst sie aber nicht. Heimliche Verehrerinnen können wirklich schlimm sein. Vor allem, wenn sie psychische Probleme haben und einen Vater, der das auch noch unterstützt. An ein solches Mädchen gerät unser Protagonist nämlich und wird von ihr entführt. Sie wollte ihn zum Schulball einladen, er war jedoch bereits mit jemand anderes verabredet. Nun verschleppt sie ihn in die eigene Wohnung und hält dort mit ihrem Vater einen ganz privaten Schulball ab. Das Opfer versucht natürlich zu entkommen, wird aber mit allen Mitteln daran gehindert.

Als erstes möchte ich lauthals fluchen und zwar so laut ich nur kann. Ich bin wütend. Verdammt wütend. Ich habe den Film nicht genießen können. Überhaupt nicht. Warum? Weil ich ihn bereits kannte. Durch den Trailer. Dieses kleine, miese Stück Dreck, das auch noch jeden Tag des Festivals vor vielen anderen Filmen gezeigt wurde, hat wirklich alles verraten. Ich wusste wie das Opfer gefangen wird, dass es mehrmals versucht zu entkommen, wie es wieder eingefangen wird, was die Psychofamilie für ein böses Geheimnis hat und wer stirbt. Sogar das verdammte Ende kannte ich bereits. Der finale Kampf wird im Trailer gezeigt. Das hat mich wirklich unglaublich wütend gemacht. Der Film bot mir keinerlei Überraschungen mehr. Ich hasse Menschen, die Trailer dieser Art erstellen.

Nun zum Film: Schlecht war er nicht. Trotz seiner Überraschungslosigkeit hatte er ein paar fiese Szenen zu bieten. Die Psychofamilie war zudem überaus sympathisch, allen voran natürlich die Tochter, die ihre Rolle sehr glaubhaft spielte. Im Grunde haben wir es hier natürlich mit einem typischen „Person wird entführt und gequält“-Film zu tun, der das Genre nicht neu erfindet. Dafür wurde aber viel Liebe ins Detail gesteckt und der Kontrast zwischen feierlichem Partyraum und Folterkammer wurde sehr schön umgesetzt.

Leider war „The loved ones“ mir dann an vielen Stellen einfach zu brav. In den wirklich harten Sequenzen sah man das Geschehen oft aus einer unblutigeren Perspektive, man wendete sich ab oder ähnliches. Das fand ich schade, da ein wenig mehr Härte dem Film definitiv nicht geschadet hätte.

Dennoch kann ich ihn Freunden des Genres empfehlen. Er nimmt sich nicht zu ernst, hat herrlich verrückte Charaktere, stellt sogar Verbindungen zwischen ihnen her, die man gar nicht erwartet hätte und bietet somit gute Unterhaltung. Es sei denn man hat den Trailer gesehen. Dann ist er irgendwie langweilig.

Note: befriedigend.

Evil: In the time of heroes



„Evil“ knüpft nahtlos an seinen Vorgänger an: Griechenland wurde von Zombies überrannt und die letzten Überlebenden schließen sich zusammen, um ihnen entgegen zu treten. Schon bald stellt sich heraus, dass sich diese Invasion nicht zum ersten Mal ereignet, sondern bereits die Antike heimgesucht hatte. Ein wilder Kampf beginnt, bei dem sich selbst die Vergangenheit unterstützend einmischt.

Wir haben es hier mit einer Zombiekomödie zu tun, die sich alles andere als ernst nimmt. Die Charaktere sind vollkommen überzeichnet, zu unmöglichen Dingen fähig und auch die Dialoge passen sich mit ihrer merkwürdigen Art dem Gesamteindruck an. Vor allem der Soldat hat es mir angetan, der mit schieren Superkräften um sich schlägt und sogar schneller rennen kann, als eine abgefeuerte Pistolenpatrone. Hier ist nichts wie man es vielleicht erwarten würde und hebt sich dadurch herrlich ab vom Zombieeinheitsbrei manch anderer Filme.

Leider ist der Film gleichzeitig an einigen Stellen schon fast wieder zu albern. Man sollte definitiv keinen Humor eines „Four Lions“ erwarten. Es sollen Schenkel geklopft werden, bis man blutet. Was gleich eine schöne Überleitung zu den Splattereffekten darstellt, diese haben nämlich definitiv gut rein gehauen. Es wird geschossen, zerteilt, gehackt und geschlagen, dass es eine wahre Freude ist.

Dennoch können all diese positiven Aspekte nicht verbergen, dass der Film hier und da einfach zu verrückt und bescheuert ist. Logisch darf man die Sache schon einmal gar nicht angehen, da man sonst von Fehlern überhäuft wird. Teilweise (wie im Falle des Soldaten) sind diese ja noch lustig, manchmal schien der Regisseur aber selbst keine Idee mehr zu haben, wie man aus der gerade gedrehten Situation noch herauskommen soll und hat deswegen einfach irgendetwas an den Haaren herbeigezogen. Somit ist der Film über weite Teile dann doch etwas zu anstrengend geraten. Wenn selbst die lustig gemeinten Szenen keinen Sinn mehr ergeben oder anderes nur noch nervt (die Szenen in der Antike zum Beispiel), hat man es einfach übertrieben. Für einen kleinen Zombieabend zwischendurch kann man den Film aber definitiv einlegen. Anders ist er auf jeden Fall.

Note: befriedigend.

Clash



Linh's Tochter wurde von einem Gangsterboss entführt, der sie nun mit ihr erpresst. Sie soll für ihn einige Aufträge erledigen. Gut, dass sie im Bereich der Kampfkünste gut ausgebildet wurde. Zusammen mit einem Team bestehend aus anderen Kopfgeldjägern soll sie einen Koffer klauen, der sich leider in der Hand einiger französischer Krimineller befindet. Es läuft etwas schief und plötzlich sieht sich Linh zwischen den Fronten stehen.

Die Geschichte von „Clash“ ist nicht der Rede wert. Sovies hat man schon viel zu oft erlebt und man bekommt wirklich nichts Neues geboten. Selbst die einzelnen Charaktere sind Klischeeabziehbilder und einem während des Films dadurch ziemlich egal.

Das ist sehr schade, denn in einem Punkt hat mir der Film wirklich gut gefallen: Er hat wahnsinnig gute Kampfszenen. Sie sind direkt, brutal und haben mich als alten Wrestlingfan aufgrund diverser Armbars, Sleeperholds und ähnlichen Griffen begeistert. Zwischendurch hatte man das Gefühl man sei bei einer UFC-Veranstaltung, so flüssig gingen die Schläge, Tritte und Griffe ineinander über. Es war eine wahre Freude, sich diese Choreographien anzusehen, die ein wenig an „Ong Bak“ erinnerten.

Leider reichte das aber nicht aus, den Film zu tragen. Wenn man sich für Kampfszenen interessiert, kann man „Clash“ auf jeden Fall eine Chance geben. Inhaltlich ist er aber recht zäh und an manchen Stellen fast schon langweilig. Das Finale, bei dem sich vier gegnerische Parteien gleichzeitig gegenüberstehen und bekämpfen war dennoch schön anzuschauen.

Note: ausreichend.

14 blades



Ein Kaiser zu Zeiten der Ming-Dynastie hatte ein alles andere als einfaches Leben. Ständig auf der Hut vor Anschlägen, musste man sich schon einiges einfallen lassen, um am Leben zu bleiben. Hier kommt eine speziell ausgebildete Leibgarde zum Einsatz. Ihr Anführer ist der Meister der 14 Klingen und ein ausgezeichnete Kämpfer. Leider geligt es ihm nach einem Hinterhalt nicht, seinen Vorgesetzten zu schützen und sieht sich plötzlich auf der Flucht wieder. Aber natürlich gibt er sich nicht geschlagen und versucht nun auf eigene Faust hinter das Geheimnis des Angriffs zu kommen.

Ach, was liebe ich doch die asiatischen Epen auf dem Festival. „14 blades“ ist eines davon, das nicht nur mit den gewohnt grandiosen Kampfszenen beeindruckt, sondern gleichzeitig tolle Charaktere und eine fesselnde Geschichte voller Verrat, Liebe und Ehre bietet.

Vor allem die unterschiedlichen Helfer des Protagonisten haben den Film ungemein aufgewertet. Da gibt es eine Geisel, die Mitglieder eines Eskortiertrupps und zuletzt eine Horde Banditen, die ihm Gesellschaft leisten, an seiner Seite kämpfen und dabei ihre ganz eigenen Charaktereigenschaften einbringen. Auch die Gegenseite hat ein paar spannende Personen zu bieten, die hier aber eher als Kampfgegner mit besonderen Eigenschaften dienen und im Vergleich zu den „Guten“ etwas charakterlos überkommen.

Da ich sie schon angesprochen habe, nun zu den Kampfszenen. Diese bieten wieder einmal toll choreographierte Kämpfe mit Unmengen an Zeitlupen und verrückten Einfällen. Alleine die Aufbewahrungsbox für die 14 Klingen unseres Helden wurde von einem technischen Genie entworfen. Automatisch schießende Feile, aufklappende Fächer und hervorspringende Dolche sind nur ein kleiner Teil der Funktionen, die ich mir von nun an für meinen Rucksack wünsche.

Die Atmosphäre erinnerte mich manchmal an einen Western. So konnte es passieren, dass sich zwei Feinde an einen Tisch setzten und miteinander redeten, bevor sie sich dann duellierten. Szenen wie diese liebe ich, man muss sich ja nicht immer sofort verprügeln. Hier geht es noch um Ehre.

Alles in allem bekommt der Zuschauer genau das serviert, was er von einem Film dieser Art erwartet. Man muss auf alles gefasst sein, trifft interessante Charaktere und zwischen tollen Dialogen kann man sich von den Kampfkünsten der Darsteller überzeugen lassen. Man bekommt zwar nicht viel Neues geboten, kann das diesem Film aber niemals wirklich übelnehmen. Das Rezept funktioniert einfach und schmeckt köstlich.

Note: gut.

Harry Brown



Harry Brown ist alt geworden. Von seinen Freunden lebt nur noch einer, mit dem er sich regelmäßig im Pub zum Schachspielen trifft. Das Leben könnte so harmonisch sein, wenn er nicht in einer britischen Plattenbausiedlung leben würde, in der es vor Jugendkriminalität nur so wimmelt. Jede Nacht hört er, wie Menschen überfallen und verprügelt oder Gegenstände zerstört werden. Als dann auch noch Harrys Frau stirbt und kurz darauf sein oben erwähnter Freund überfallen und getötet wird, weiß er sich nicht anders zu helfen, als selbst etwas gegen die verwehrlose Jugend zu unternehmen. Er nimmt das Gesetz selbst in die Hand.

Wir haben es hier mit einem eher ruhigen Rachethriller zu tun, der von einem einzigen Mann vollkommen auf dessen Schultern getragen wird: Michael Caine. Und darum möchte ich jetzt den Witz bringen, den ich schon immer loswerden wollte. Gleichzeitig entschuldige ich mich auch dafür. Aber dieser Untertitel ist doch wohl wie gemacht für das deutsche Filmplakat: „Wenn Batman kündigt, muss eben sein Butler die Drecksarbeit erledigen.“ Schlagt mich. Danach mache ich hier weiter.

Also, Rachethriller. Es geht um die Verrohung der Jugend und was die ältere Generation darüber denkt. Dass alte Werte nichts mehr zählen und man mit den Kindern nicht einmal mehr vernünftig reden kann, ist für ihre Opfer kaum zu begreifen. Der Film geht hier in Sachen Gewalt sicherlich in die Extremen, verliert dadurch aber keinen Funken seiner Glaubwürdigkeit.

Michael Caine spielt Harry Brown, der keinen Menschen mehr in seinem Leben hat dem er vertrauen kann. Sein letzter Freund wurde von oben genannter Jugend getötet und somit sinnt er auf Rache. Man darf jetzt aber keine wilden Schießereien erwarten. Der Film hat eher eine ruhigere, dafür sehr düstere und heruntergekommene Atmosphäre zu bieten. Harry ist ein ehemaliger Soldat und deswegen im Umgang mit Waffen geschult. Von seiner Treffsicherheit und seinem Wissen hat er nicht viel verlernt.

Der Film hat mich wirklich beeindruckt. Er zeigt, wo die Verwahrlosung der „Unterschicht“ enden kann, wenn man in Massen aufeinander hockt und die Jugend keinerlei Perspektive mehr geboten bekommt. Parallel dazu sieht man dann das Leben der Alten, die im Grunde nur in Ruhe gelassen werden möchten, vom Staat dabei aber keine Unterstützung bekommen. Hier treffen Generationen aufeinander und ein Konflikt ist unter diesen Umständen nicht zu vermeiden.

Als dritter Partei folgt der Film noch der Geschichte zweier Polizisten, die in eben genanntem Problemviertel für Recht und Ordnung sorgen sollen. Dass sie eigentlich gar keine Chance haben an die Jugendlichen heranzukommen ist genauso traurig wie ihre Hilflosigkeit im Fall des ermordeten Rentners (Harry Browns Freund). Sie wissen wer es war, können aber rein gar nichts dagegen machen.

Man weiß nicht, was man gegen die Umstände im Film unternehmen soll. Natürlich wird einem hier keine Lösung gezeigt. Es geht um Rache. Der Zuschauer soll sehen, wo diese Zustände einen Menschen hinführen können und dass der letzte Ausweg zu oft über Gewalt geht. „Harry Brown“ hat mich nachdenklich zurückgelassen und bewegt. Ein großartiger Film.

Note: sehr gut.

Rubber



Mitten in einer amerikanischen Wüstenlandschaft erwacht ein Autoreifen zum Leben. Er rollt ein wenig herum, schaut sich um und lässt kleine Gegenstände und Tiere per Gedankenkraft explodieren. Irgendwann trifft er dann auf die ersten Menschen und jagt deren Köpfe ebenfalls in die Luft. Was kann man gegen eine solche Bedrohung nur unternehmen?

Ach du Schreck. Rubber war der wohl skurrilste Film des Festivals und das lag nicht nur an der Geschichte um den Autoreifen, sondern auch an der parallel ablaufenden Handlung um eine Gruppe Menschen, die auf einem Berg steht und dem Reifen beim Morden zuguckt, weil es nur ein Film ist.

Es ist unmöglich diese Situation hier aufzuschreiben ohne dem Zuschauer den Spaß zu verderben, darum möchte ich es nur so zusammenfassen: „Rubber“ spielt auf mehreren Ebenen. Es gibt den Reifen und die Zuschauer. „Rubber“ ist ein Film im Film, der aber gleichzeitig real ist. Nicht alles ergibt wirklich einen Sinn, das soll es aber auch gar nicht, wie in einer genialen Rede zu Beginn erklärt wird. Es gibt den Begriff „Mindfuck“, auf „Rubber“ trifft er definitiv zu.

Darum noch einmal zurück zum Reifen: Die ersten Minuten seines Lebens wurden unglaublich packend inszeniert. Keine Worte, nur selten Musik (dafür immer treffend) und obwohl man lediglich einem Reifen beim rollen zusieht, meint man seine Gedanken und Gefühle zu kennen. Sind die ersten „Schritte“ noch tollpatschig, hat er irgendwann den Dreh raus und scheint durch die Wüste zu fliegen. Plötzlich lernt man seine besondere Fähigkeit (BÄM) kennen und weiß, dass sich hier etwas Großartiges abspielt.

„Rubber“ wird sein Publikum vermutlich spalten. Ich liebe ihn. Er ist etwas ganz besonderes, unglaublich unterhaltsam und ich hatte am Ende das Gefühl einen Kurzfilm gesehen zu haben. Andere werden nur mit dem Kopf schütteln und sich wünschen, er wäre wirklich ein Kurzfilm gewesen. Ob zu lang, zu kurz, zu skurril oder was auch immer, etwas ist „Rubber“ aber ganz bestimmt: Ein Erlebnis. Und genial.

Note: sehr gut.

Abspann

So. Das war es auch schon. Schon? Ja, ich mache nur Spaß. Nachdem ich die obigen Rezensionen verfasst hatte, musste ich mich erst einmal ausruhen. Gleichzeitig war ich aber auch begeistert. Wieder einmal durfte ich ein tolles Festival erleben und wieder einmal war von allem etwas dabei. Es gab Geister, Tiere, Irre, Monster, Ärzte, Helden und Verrückte, geschmückt mit Liebe, Blut, Hass und Humor. Was will man mehr?

Ich war erstaunt, dass ich tatsächlich bis zum Ende durchgehalten habe. Ich war die acht Tage über überraschend fit und Müdigkeit trat immer erst zu Hause ein. War der gesehene Film schwach, wollte mein Körper sich natürlich nicht mehr so sehr auf ihn konzentrieren, bekam ich aber ein Meisterwerk vorgesetzt, war ich sofort wieder hellwach. Der schlimmste Festivaltag war dann auch der Tag danach. Da bemerkte ich tatsächlich eine starke Konzentrationsschwäche. Meine Augen wollten sich auch nicht mehr so gerne auf Dinge fixieren. Aber nach einem Tag Ruhe war ich wieder fit. Schöne Sache.

Bevor ich dem Festival nun die Schlussnote verpasse, möchte ich noch auf ein paar Details eingehen. Der wichtigste Teil dürfte hier wohl die Ernährung sein, die während der Kinotage auf jeden Fall viel zu kurz kam. Zusammengefasst habe ich fast ausschließlich von Teigwaren gelebt. Brötchen, Brot und sonstige Bäckereiprodukte leisteten mir stets gute Dienste. Nur selten wich ich auf Currywurst und ähnliches Fast-Food aus. Mein Magen war mir vermutlich sogar dankbar dafür, dass ich ihn nicht zu sehr mit dem falschen Essen gequält habe. Eine Laugenbrezel ist einfacher zu verdauen, als eine Currywurst mit Fritten und Mayo. Zumal ich häufig im Gehen essen musste, um den Anschlussfilm noch zu erreichen.

Wenn ich nicht gerade auf der Suche nach Nahrung war, habe ich übrigens gelesen. Ich habe in den acht Festivaltagen tatsächlich ein komplettes Buch gelesen, nämlich „Journey into darkness: The unauthorized history of Kane“. Ja, Wrestling, ich weiß. Und? Es war verdammt gut! Ich meine, ich habe es während eines Filmfestivals geschafft! Irgendetwas fesselndes muss also dran gewesen sein!

Nun aber zu etwas weniger erfreulichen: Den Trailern vor den Filmen. Es ist Gang und Gäbe beim Festival, dass Trailer zu anderen Werken im Programm gezeigt werden. Die letzten Jahre habe ich mich während dieser Vorschauvideos immer in meinen Sitz gedrückt, meine Kappe über die Augen gezogen und versucht, den Ton zu ignorieren. Es ist ja bekannt, dass Trailer manchmal zu viel zeigen und ich wollte mir den Filmspaß nicht vermiesen lassen. Dieses Jahr hatte ich da aber keine Lust drauf und habe mir die Trailer mal angesehen. Resultat: „The loves ones“ wurde vollkommen zerstört und der „Monsters“-Trailer zeigte ebenfalls zu viel. Der Trailer zu „The last exorcism“ vermittelte zusätzlich noch ein vollkommen falsches Bild vom Film und schürte falsche Erwartungen. Was lerne ich daraus? Nächstes Jahr wieder in den Sitz drücken. Es ist besser so.

Positiv waren dagegen die vielen Ansagen zwischen den Filmen. Ich liebe es, wenn einer der Veranstalter die Bühne betritt und kurz etwas über den nun folgenden Film erzählt. Eine schöne Einleitung und es verstärkt die Festivalatmosphäre. Außerdem wurden dabei manchmal Sachen verlost. Die ich dann gewinnen durfte!

Ja! Ich habe tatsächlich etwas gewonnen! Es ging um ein Videospiele und da konnte ich selbstverständlich meine geballte Kompetenz einbringen. Ich wusste als erster die Antwort (oder schrie sie am lautesten in den Saal) und gewann: Ein Jahresabonnement der Gamestar oder Gamepro. Ich durfte zwischen den zwei Zeitschriften wählen. Toll. Super. Gäh. Im Grunde weiß ich gar nicht, was ich damit anfangen soll, da ich diese bunten und überladenen Werbezeitschriften mangels Interesse und Nährwert normalerweise gar nicht anfasse. Aber warum meckere ich? Es ist umsonst! Ich habe mich dann für die Gamestar entschieden. Da sind wenigstens immer Vollversionen bei. Das Heft ist mir egal.

Aber das war noch nicht alles: Nach dem Abschlussfilm wurde noch etwas anderes verteilt: Klopapier! Juhu! Endlich etwas Nützliches. Wobei ich die Gamestar ja auch... ach, lassen wir das. Ich bekam also ein Paket mit vier Klorollen, bedruckt mich Sprüchen wie „Hose voll?“ oder „Das Grauen ist unter ihnen.“. Großartig. Danke an den Sponsor „13th street“.

Was war sonst noch? Ich sollte vielleicht noch erwähnen, dass mir die schlechten Bewertungen für „The killer inside me“ und „The ape“ ein wenig leidtun. Außerhalb des Festivals hätte ich mir diese Filme mit Sicherheit niemals angesehen. Nicht mein Genre. Auf der anderen Seite habe ich ihnen eine faire Chance gegeben. Sie haben sie einfach nicht genutzt. Und nun noch eine Kleinigkeit: Ich mag es nicht, wenn Filme mit dem Ende beginnen. Jetzt reicht es aber wirklich. Zeit für ein abschließendes Urteil.

In Worten: Ich wurde nicht enttäuscht. Letztes Jahr war ich mit der Filmauswahl nicht ganz so zufrieden, dieses Jahr habe ich aber nicht viel auszusetzen gehabt. Die Tage waren sehr abwechslungsreich und haben wieder mal gezeigt, was während eines Festivals so alles möglich ist. Leider waren die ersten Tage ein wenig schwach und ich hatte schlimme Befürchtungen, die sich dann aber zum Glück nicht bestätigten. Der schlechte Anfang wurde durch ein grandioses Ende ausgeglichen. Filmempfehlungen muss ich hier ja im Grunde gar nicht mehr extra aussprechen. Letztendlich empfehle ich jeden Film, der ein „sehr gut“ oder „gut“ bekommen hat. Im „Boxoffice“ findet ihr eine genaue Übersicht dieser Filme.

In Noten: gut.

Nun bedanke ich mich abschließend noch bei den Veranstaltern des Festivals. Es ist schön, wenn man am Ende der acht Tage zurückblickt und sagen kann, dass alles super funktioniert hat. Es gab nur einmal technische Probleme bei „The silent house“, der aber dank des auch so schon schwachen Films nicht so große Auswirkungen hatten. Ansonsten habe ich absolut nichts am Festival auszusetzen. Ich habe mich wie zu Hause gefühlt, war es in gewisser Weise ja auch und habe acht tolle Tage genossen. Danke für den schönen Urlaub.

Boxoffice

Gesehene Filme

Es ist soweit! Zeit für eine detaillierte Analyse des Festivals! Lasst das ewige Geschwafel schweigen und die Fakten sprechen!

Zunächst die Zusammenfassung. Es folgen die gesehenen 38 Filme mit ihrer jeweiligen Kategorie und Laufzeit in Guckreihenfolge. Hinweis: Um sie bei späteren Berechnungen mit einbeziehen zu können, packe ich „The pack“, „Get shorty“, „Chatroom“ und „Rubber“ in die Rubrik „Selected Feature“!

Tag 1

The pack (Selected Feature, 81 min.)
The killer inside me (Selected Feature, 120 min.)

Tag 2

The ape (Selected Feature, 81 min.)
We are what we are (Fresh Blood, 90 min.)
The silent house (Selected Feature, 79 min.)
Frozen (Selected Feature, 93 min.)
Tetsuo: The bullet man (Focus Asia, 71 min.)

Tag 3

Two eyes staring (Selected Feature, 111 min.)
The last days of Emma Blank (Selected Feature, 90 min.)
Solomon Kane (Selected Feature, 104 min.)
Metropia (Selected Feature, 86 min.)
Reykjavik whale watching massacre (Midnight Madness, 90 min.)

Tag 4

The experiment (Selected Feature, 100 min.)
The wild hunt (Fresh Blood, 96 min.)
Gallants (Focus Asia, 98 min.)
Monsters (Fresh Blood, 94 min.)
The last exorcism (Fresh Blood, 82 min.)
Little big soldier (Focus Asia, 96 min.)

Tag 5

Stranded (Selected Feature, 90 min.)
Get shorty (Selected Feature, 109 min.)
Chatroom (Selected Feature, 97 min.)
Centurion (Selected Feature, 97 min.)
Hatchet 2 (Midnight Madness, 89 min.)
The Reef (Selected Feature, 94 min.)

Tag 6

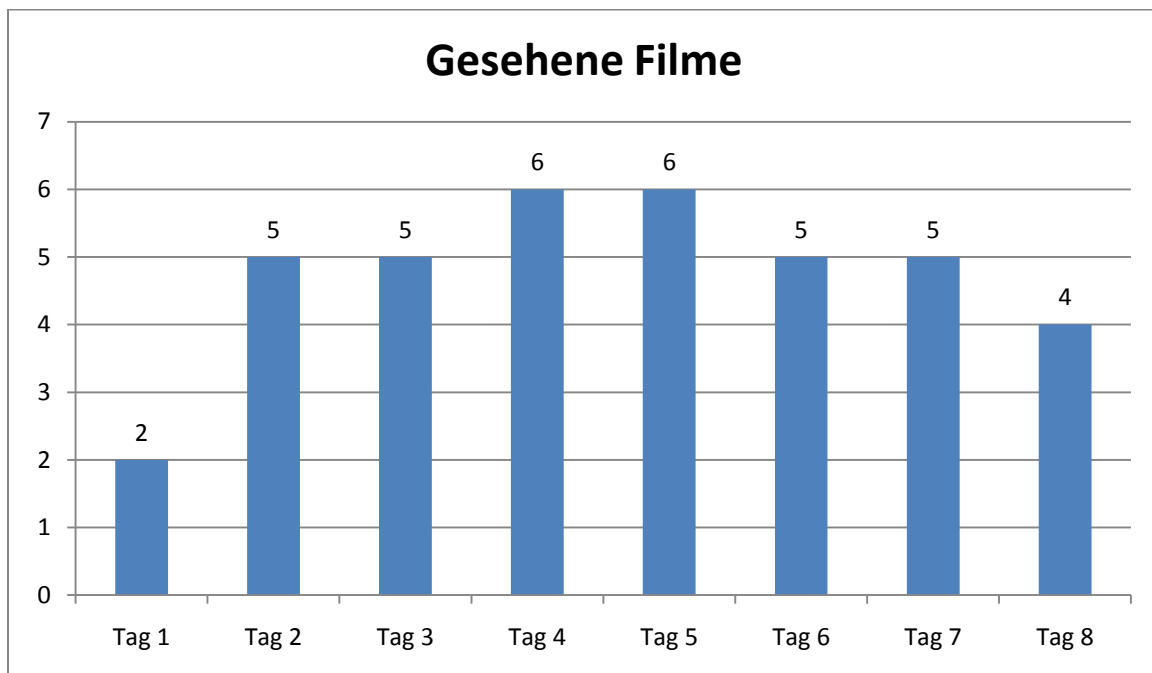
Hidden (Selected Feature, 96 min.)
The human centipede (Midnight Madness, 90 min.)
Four lions (Fresh Blood, 102 min.)
Tucker & Dale vs evil (Selected Feature, 89 min.)
Ghost machine (Selected Feature, 95 min.)

Tag 7

- The reeds (Selected Feature, 85 min.)
- The nothing men (Selected Feature, 83 min.)
- Black death (Selected Feature, 101 min.)
- The loved ones (Fresh Blood, 84 min.)
- Evil: In the time of heroes (Midnight Madness, 88 min.)

Tag 8

- Clash (Focus Asia, 90 min.)
- 14 blades (Focus Asia, 114 min.)
- Harry Brown (Fresh Blood, 103 min.)
- Rubber (Selected Feature, 84 min.)



Filme nach Bewertungen

Im „Hauptfilm“-Teil dieses Textes habe ich jedem Film eine Bewertung nach dem Schulnotensystem gegeben. Das System funktioniert folgendermaßen (für die, die noch nie eine Schule besucht haben):

Sehr gut = 1.

Gut = 2.

Befriedigend = 3.

Ausreichend = 4.

Mangelhaft = 5.

Ungenügend = 6.

Auf obige Filmliste übertragen sieht das dann so aus:

Note 1

Metropia

Gallants

The last exorcism

Little big soldier

Hatchet 2

The human centipede

Four lions

Tucker & Dale vs evil

Harry Brown

Rubber

Note 2

Frozen

Two eyes staring

Reykjavik whale watching massacre

Monsters

Get shorty

Chatroom

Centurion

The nothing men

Black death

14 blades

Note 3

Tetsuo: The bullet man

The last days of Emma Blank

Solomon Kane

The wild hunt

The loved ones

Evil: In the time of heroes

Note 4

The pack
We are what we are
Stranded
The Reef
Ghost machine
Clash

Note 5

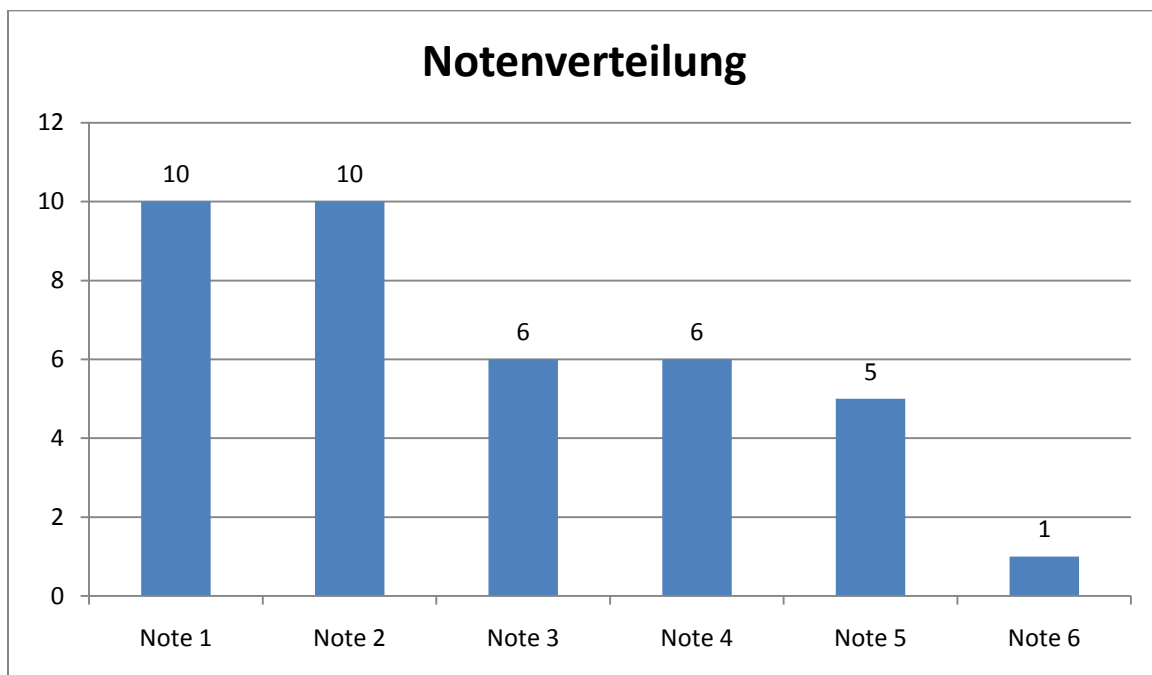
The killer inside me
The ape
The silent house
Hidden
The reeds

Note 6

The experiment

Zusammenfassung:

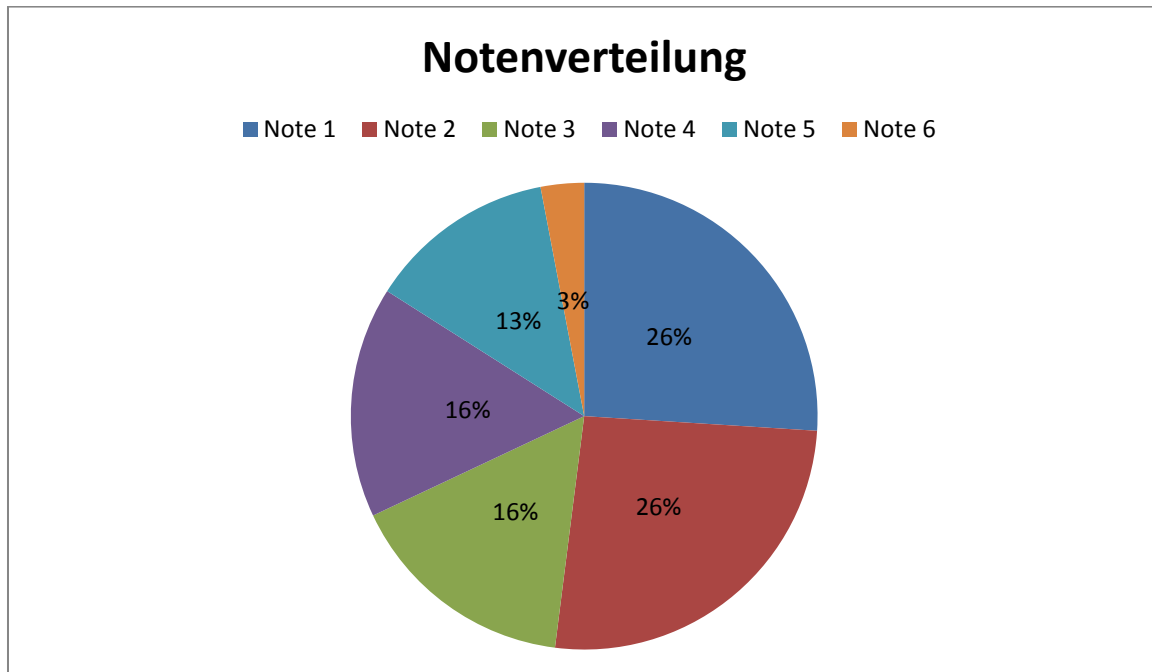
10-mal die Note 1.
10-mal die Note 2.
6-mal die Note 3.
6-mal die Note 4.
5-mal die Note 5.
1-mal die Note 6.



Dies ergibt einen Durchschnitt von 2,71, was deutlich über dem reinen Notendurchschnitt von 3,5 liegt.

In Prozenten bedeutet das:

- 26% der Filme bekamen die Note 1.
- 26% der Filme bekamen die Note 2.
- 16% der Filme bekamen die Note 3.
- 16% der Filme bekamen die Note 4.
- 13% der Filme bekamen die Note 5.
- 3% der Filme bekamen die Note 6.



Somit lagen 68% der Filme wertungstechnisch über dem Durchschnitt und nur 32% darunter. Sogar 52%, also mehr als die Hälfte, lagen im Einser- und Zweierbereich.

Tages- und Gesamtdurchschnitt

Interessant ist auch der Gesamtdurchschnitt, der die einzelnen Tagesdurchschnitte miteinander vergleicht:

Tag 1:

$$1 \times 4 + 1 \times 5 = 9.$$

Tagesdurchschnitt: 4,5.

Gesamtdurchschnitt: 4,5.

Tag 2:

$$1 \times 2 + 1 \times 3 + 1 \times 4 + 2 \times 5 = 29.$$

Tagesdurchschnitt: 3,8

Gesamtdurchschnitt: 4,0.

Tag 3:

$$1 \times 1 + 2 \times 2 + 2 \times 3 = 11.$$

Tagesdurchschnitt: 2,2.

Gesamtdurchschnitt: 3,3.

Tag 4:

$$3 \times 1 + 1 \times 2 + 1 \times 3 + 1 \times 6 = 14.$$

Tagesdurchschnitt: 2,3.

Gesamtdurchschnitt: 2,9.

Tag 5:

$$1 \times 1, 3 \times 2, 2 \times 4 = 15.$$

Tagesdurchschnitt: 2,5.

Gesamtdurchschnitt: 2,8.

Tag 6:

$$3 \times 1 + 1 \times 4 + 1 \times 5 = 12.$$

Tagesdurchschnitt: 2,4.

Gesamtdurchschnitt: 2,8.

Tag 7:

$$2 \times 2 + 2 \times 3 + 1 \times 5 = 15.$$

Tagesdurchschnitt: 3,0.

Gesamtdurchschnitt: 2,8.

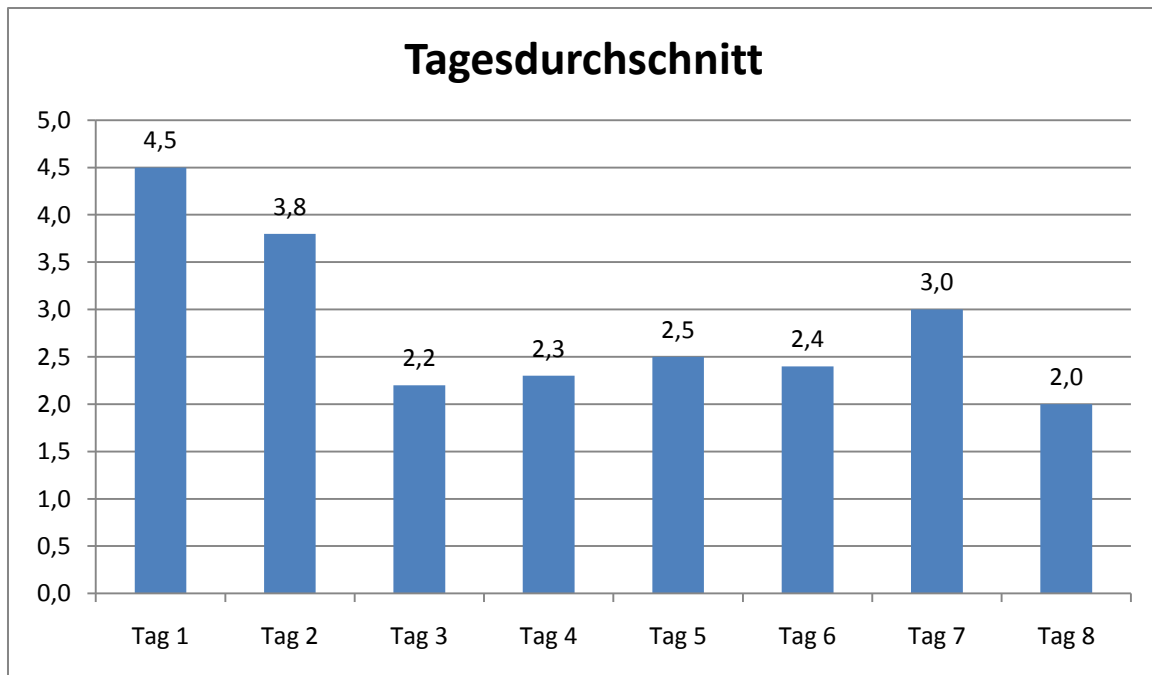
Tag 8:

$$2 \times 1 + 1 \times 2 + 1 \times 4 = 8.$$

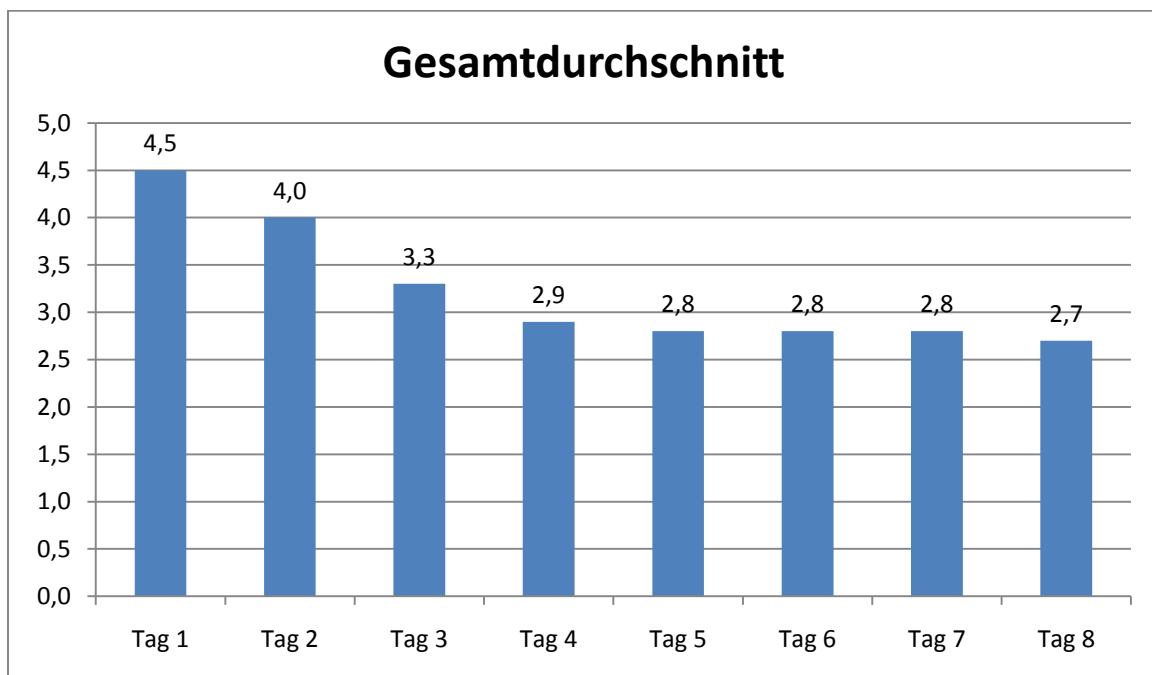
Tagesdurchschnitt: 2,0.

Gesamtdurchschnitt: 2,7.

(Graphische Darstellung folgt auf der nächsten Seite.)



Der letzte Tag war demnach beste Tag des Festivals (2,0), der erste Tag der schlechteste (4,5).



Der Gesamtdurchschnitt wurde von Tag zu Tag geringer und erreichte sein Minimum von 2,7 am letzten Tag des Festivals. Beide Diagramme unterstreichen noch einmal den von mir im Abschlusstext erwähnten schlechten Start des Festivals.

Die Filmkategorien

Nachdem ich die besten Tage ermittelt habe, interessiert mich natürlich auch die beste Festivalkategorie. Hierfür berücksichtige ich folgende vier Kategorien:

Focus Asia
 Fresh Blood
 Midnight Madness
 Selected Feature

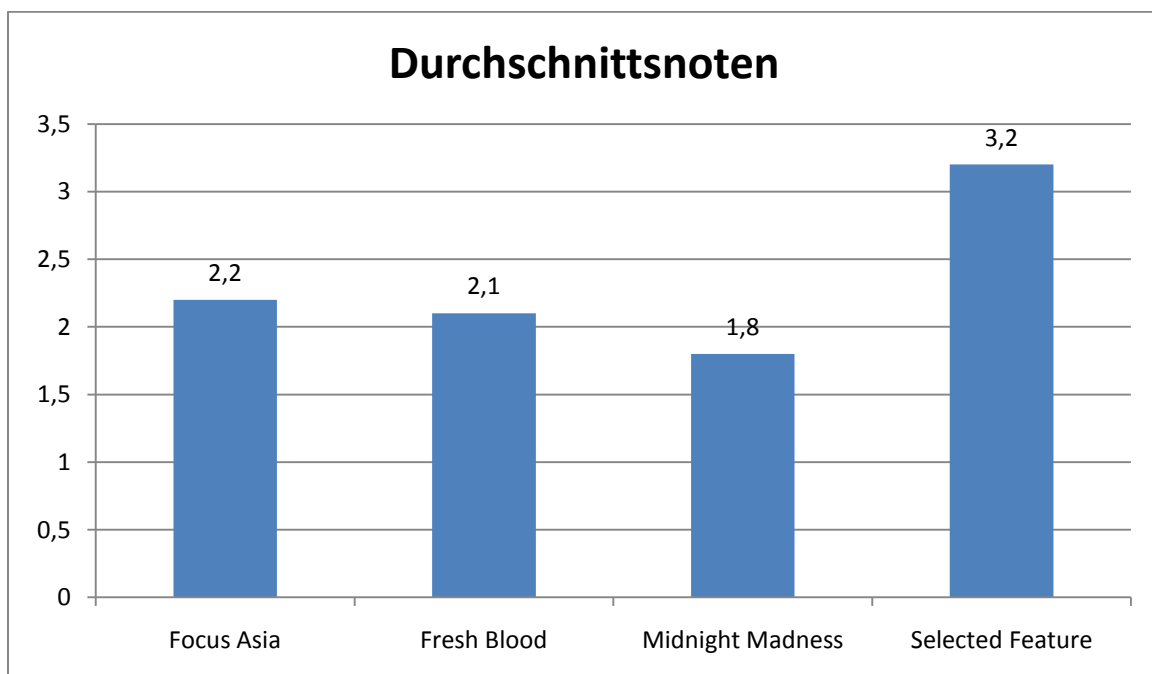
Die Punkte wurden wie folgt sortiert:

Focus Asia
 Noten: $2 \times 1 + 1 \times 2 + 1 \times 3 + 1 \times 4 = 11$.
 Durchschnitt: 2,2.

Fresh Blood
 Noten: $3 \times 1 + 1 \times 2 + 2 \times 3 + 1 \times 4 = 15$.
 Durchschnitt: 2,1.

Midnight Madness
 Noten: $2 \times 1 + 1 \times 2 + 1 \times 3 = 7$.
 Durchschnitt: 1,8.

Selected Feature
 Noten: $3 \times 1 + 7 \times 2 + 2 \times 3 + 4 \times 4 + 5 \times 5 + 1 \times 6 = 70$.
 Durchschnitt: 3,2.



Knapp auf dem ersten Platz landet somit die Rubrik „Midnight Madness“, wobei es hier eher einen klaren Verlierer als Gewinner gibt, nämlich die Rubrik „Selected Feature“. Aufgrund der starken Abweichungen bei der Filmanzahl in den Kategorien ist dieses Ergebnis natürlich anfechtbar. Würden Mathelaien jetzt sagen.

Die Bösen

Von den Filmkategorien komme ich nun zu den Filmbösewichten, schließlich sind diese immer das Herzstück des Festivals. Dieses Jahr konnte ich die Filme in folgende Kategorien einteilen: Aliens, Dämonen, Gegenstände, Geister, Hinterwäldler, Kannibalen, Killer, Kinder, Kriminelle, Natur, Psychopathen, Regierung, Rollenspieler, Soldaten, Terroristen, Tiere, Wissenschaftler, Zombies.

Zu den Kategorien ist zu sagen, dass ein Film natürlich auch in mehr als einer davon vorkommen kann. Die Kategorien sind zudem sehr oberflächlich. Unter „Psychopath“ verstehe ich jeden Menschen, der böse ist (oder etwas böses getan hat) und ansonsten keine andere Eigenschaft vorzuweisen hat. „Soldaten“ bezieht sich hier sowohl auf römische Legionäre als auch auf asiatische Truppen der Ming-Dynastie. Hier und da musste ich einfach zusammenfassen, sonst wäre die Liste zu lang geworden. „Killer“ bedeutet, dass es sich hier um jemanden wie „Jason Vorhees“ oder „Freddy Krueger“ handelt, also kranke Typen, die zahllose Menschen töten.

Genug der Erklärungen. Hier die Liste der „Genres“, sortiert nach Häufigkeit (und dann dem Alphabet):

Psychopathen: 11 Filme.

Geister: 4 Filme.

Soldaten: 4 Filme.

Dämonen: 3 Filme.

Kriminelle: 3 Filme.

Kannibalen: 2 Filme.

Kinder: 2 Filme.

Zombies: 2 Filme.

Aliens: 1 Film.

Gegenstände: 1 Film.

Hinterwäldler: 1 Film.

Killer: 1 Film.

Natur: 1 Film.

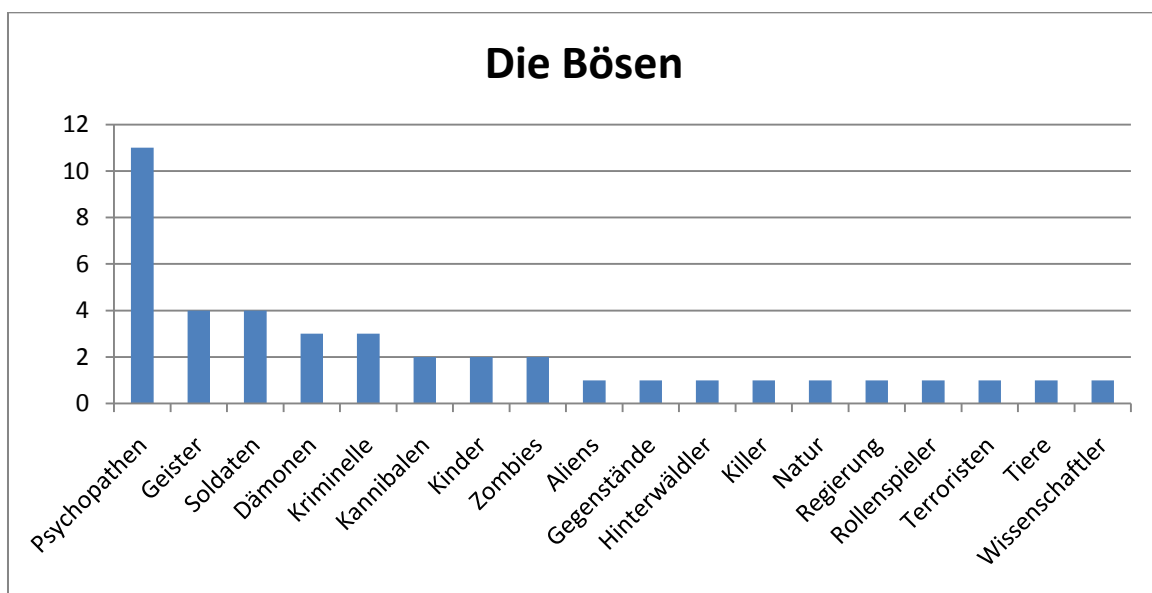
Regierung: 1 Film.

Rollenspieler: 1 Film.

Terroristen: 1 Film.

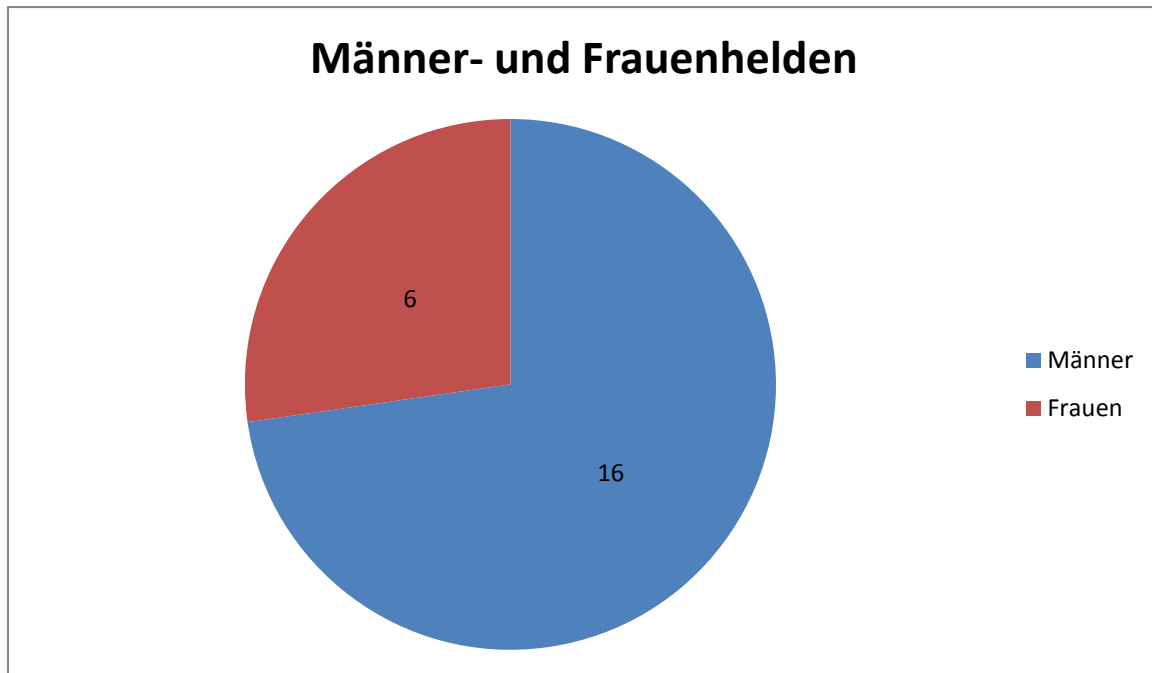
Tiere: 1 Film.

Wissenschaftler: 1 Film.



Die „Psychopathen“ haben somit gewonnen, also die „normalen“ Killer. Erst deutlich abgeschlagen dahinter kommen die übernatürlichen Kategorien wie „Geister“ oder „Dämonen“. Schade eigentlich, ich bin immer ein Freund des Ungewöhnlichen gewesen. Meine Lieblingsrubrik war dieses Jahr übrigens „Gegenstände“. Diese sollte jedes Jahr vertreten sein.

Auf die Bewertungen werde ich die Kategorien aber nicht beziehen. Dafür sind die Zahlen zu gering. Als Ausgleich gibt es nun noch etwas für die Verfechter der Gleichberechtigung unter Männern und Frauen: In 16 Filmen haben Männer die eindeutige Hauptrolle gespielt, in 6 Filmen Frauen. Macht was draus.



Die Filmdauer

Jetzt aber mal weg von all den Bewertungen und Kategorien. Zeit ist schließlich Geld. Und darum widme ich mich dieser nun auch.

Zunächst addiere ich die angegebenen Filmzeiten (es handelt sich um die Angaben in Minuten aus dem Programmheft) miteinander:

Tag 1: $81 + 120 = 201$.

Tag 2: $81 + 90 + 79 + 93 + 71 = 414$.

Tag 3: $111 + 90 + 104 + 86 + 90 = 481$.

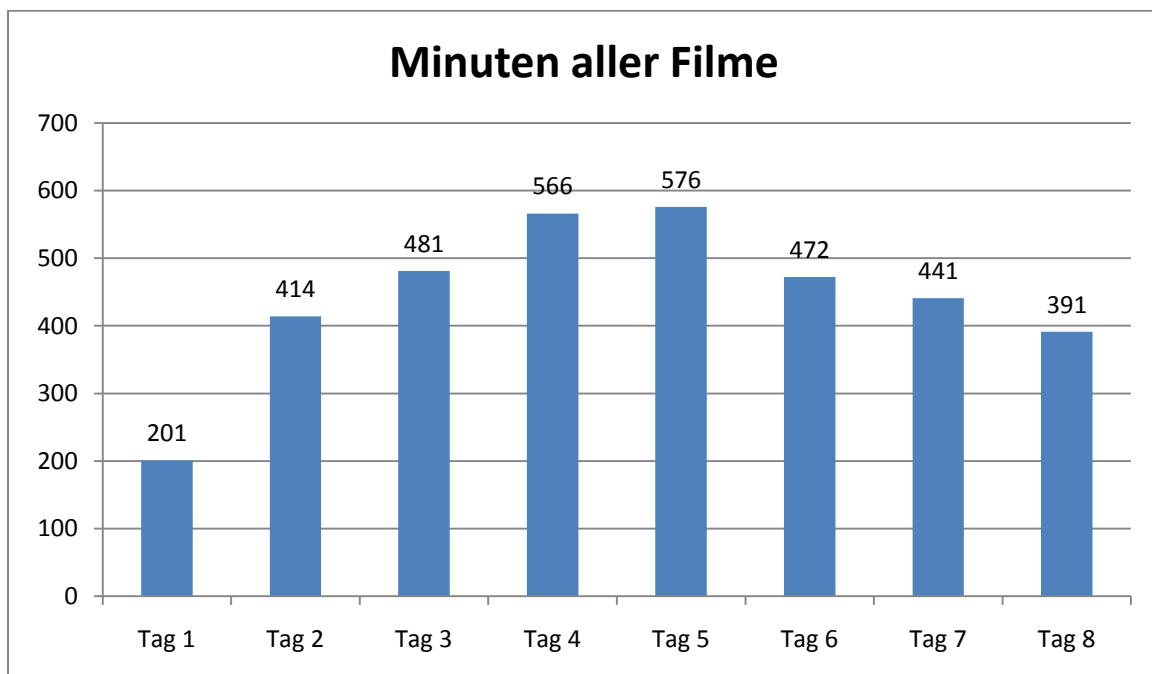
Tag 4: $100 + 96 + 98 + 94 + 82 + 96 = 566$.

Tag 5: $90 + 109 + 97 + 97 + 89 + 94 = 576$.

Tag 6: $96 + 90 + 102 + 89 + 95 = 472$.

Tag 7: $85 + 83 + 101 + 84 + 88 = 441$.

Tag 8: $90 + 114 + 103 + 84 = 391$.



Ich habe in den 8 Festivaltagen also 3.542 Minuten lang Filme gesehen. Das sind 59,0 Stunden, beziehungsweise 2,5 Tage am Stück. Das ist ein Durchschnitt von 7,4 Filmstunden am Tag.

Diese Rechnung hat aber ein Problem: Den Eröffnungstag. Dieser darf eigentlich nicht berücksichtigt werden, da es hier lediglich zwei Filme zu sehen gab und er den Durchschnitt somit ein wenig verfälscht. Lasse ich diesen Tag mal außer Acht, habe ich in 7 Tagen 3.341 Minuten lang Filme gesehen, also 55,7 Stunden oder 2,4 Tage. Dies ergibt einen Tagesdurchschnitt von 8,0 Filmstunden.

Der längste Film war „The killer inside me“ (120 Minuten), der kürzeste „Tetsuo: The bullet man“ (71 Minuten). Der längste Festivaltag war Tag 5, mit 576 Minuten reiner Filmzeit. Im Durchschnitt dauerte ein Film 93,21 Minuten.

Die Filmminuten nach Bewertung

Nun möchte ich die Bewertungen auf die Filmminuten übertragen, indem ich die Länge der Filme den Noten zuordne.

Note 1:

10 Filme, 919 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 1 Films: 91,9 Minuten.

Anteil aller Note 1 Filme an Gesamtzeit: 26%.

Note 2:

10 Filme, 989 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 2 Films: 98,9 Minuten.

Anteil aller Note 2 Filme an Gesamtzeit: 26%

Note 3:

6 Filme, 533 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 3 Films: 88,8 Minuten.

Anteil aller Note 3 Filme an Gesamtzeit: 16%

Note 4:

6 Filme, 540 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 4 Films: 90,0 Minuten.

Anteil aller Note 4 Filme an Gesamtzeit: 16%

Note 5:

5 Filme, 461 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 5 Films: 92,2 Minuten.

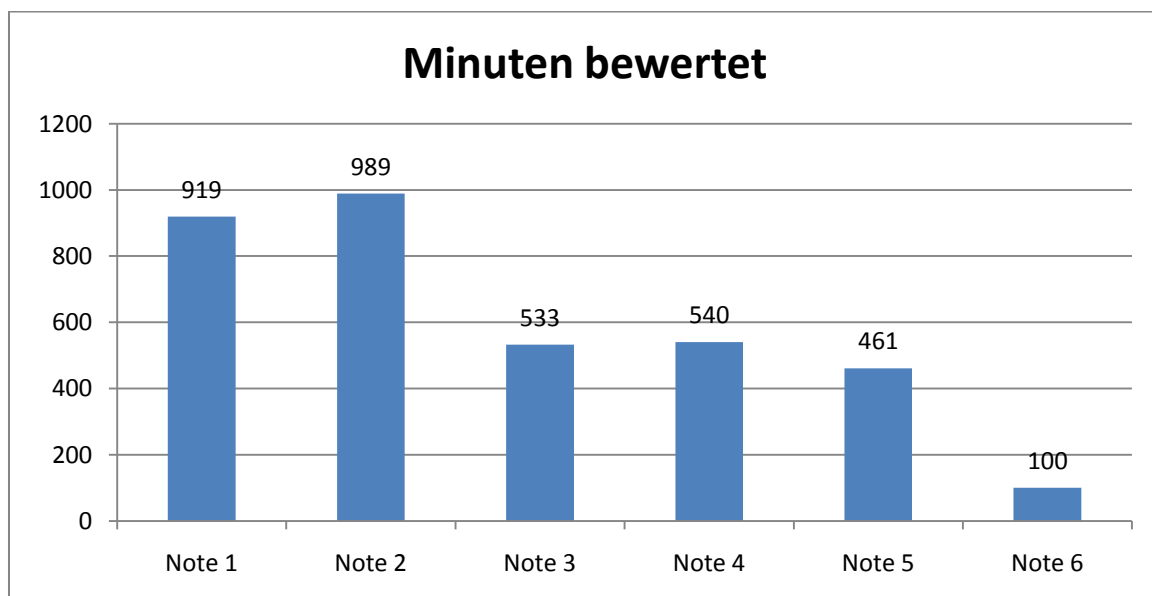
Anteil aller Note 5 Filme an Gesamtzeit: 13%

Note 6:

1 Film, 100 Minuten.

Durchschnittslänge eines Note 6 Films: 100,0 Minuten.

Anteil aller Note 6 Filme an Gesamtzeit: 3%



Die Anteile sind (gerundet) identisch mit den zuvor Berechneten Durchschnitten. Die Länge der Filme hat somit keine große Auswirkung auf die Durchschnittsbewertung. Nur im Detail verbessert sich der Durchschnitt von 2,71 auf 2,70. 2.441 (68%) Filmminuten lagen über dem Durchschnitt, 1.101 (32%) Minuten darunter.

Minuten im Kino und auf dem Festival

Nun wäre es noch interessant zu wissen, wie viel Zeit ich insgesamt auf dem Festival verbracht habe. Hierfür ignoriere ich den Eröffnungstag, da dieser erst spät am Abend begann. Ich konzentriere mich auf die Tage 2 bis 8, da ich nur diese als echte Festivaltage ansehe.

Zunächst interessiert mich die Zeit, die ich an diesen Tagen im Kino war (Ich war zwischendurch natürlich auch mal in der Stadt etwas essen. Aber das zählt für mich zum Festivalalltag.). Dafür nehme ich die Uhrzeit des Startfilms und die Uhrzeit, zu der der letzte Film endete. Das sieht dann folgendermaßen aus:

(Tag 1: 20:00 – 00:30 = 4 Stunden, 30 Minuten = 390 Minuten.)

Tag 2: 14:45 – 00:41 = 9 Stunden, 59 Minuten = 599 Minuten.

Tag 3: 14:45 – 01:00 = 10 Stunden, 15 Minuten = 615 Minuten.

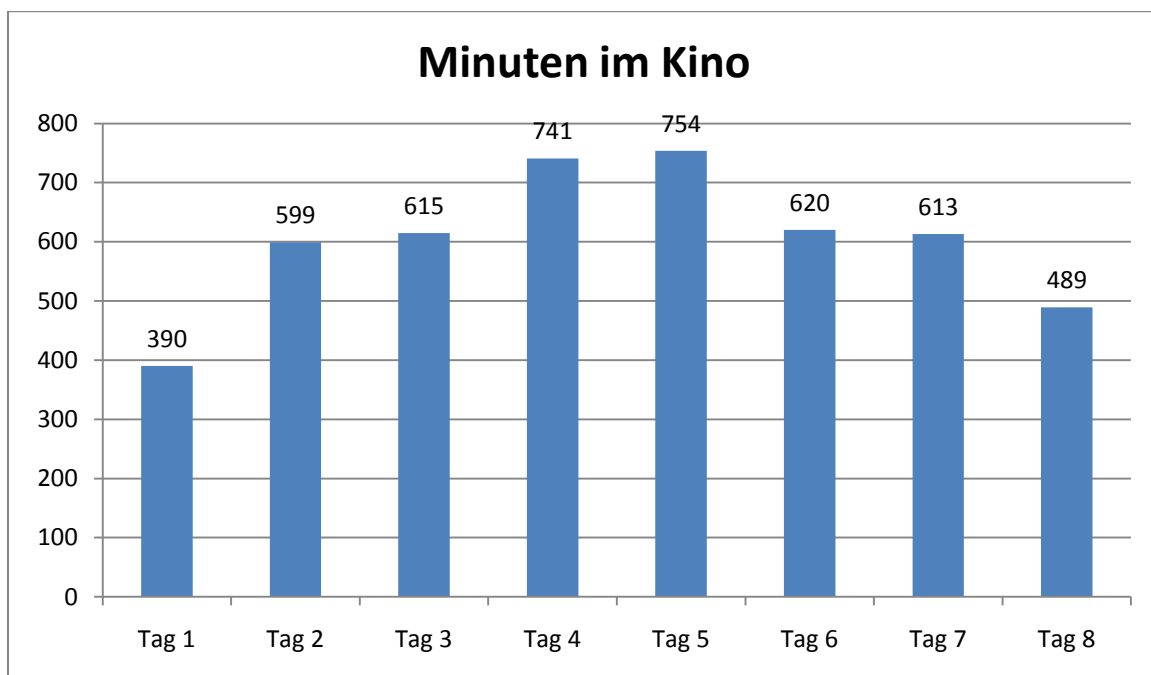
Tag 4: 12:45 – 01:06 = 12 Stunden, 21 Minuten = 741 Minuten.

Tag 5: 12:30 – 01:04 = 12 Stunden, 34 Minuten = 754 Minuten.

Tag 6: 14:45 – 01:05 = 10 Stunden, 20 Minuten = 620 Minuten.

Tag 7: 14:45 – 00:58 = 10 Stunden, 13 Minuten = 613 Minuten.

Tag 8: 14:45 – 22:54 = 8 Stunden, 9 Minuten = 489 Minuten.



Das ergibt 4.431 Minuten (73,85 Stunden, 3,01 Tage).

Der Wert stimmt so aber noch nicht ganz. Man muss nämlich noch etwa 15 Minuten pro Tag dazurechnen, da ich ja nicht pünktlich auf die Minute erst den Saal betreten wollte. Somit kommen noch 7×15 Minuten, also 105 Minuten dazu.

Das ergibt 4.536 Minuten (75,6 Stunden, 3,15 Tage), die ich im Kino verbracht habe.

Natürlich ist das aber noch nicht der gesamte Zeitaufwand für das Festival. Schließlich musste ich auch noch hin und zurück fahren. Für eine Fahrt (Weg zum Bahnhof + Fahrtdauer + Weg zum Kino und das ganze abends wieder zurück.) berechne ich etwa 30 Minuten. 15 hin, 15 zurück. Es gab Tage, da bin ich sogar ein paar Stationen zu Fuß gegangen, diese will ich hier aber nicht berücksichtigen. Ich

gehe einfach von den 15 Minuten aus. Somit werden zu obigem Wert noch 7 x 30 Minuten, also 210 Minuten zugerechnet.

Das ergibt 4746 Minuten (79,1 Stunden, 3,30 Tage).

Ich habe also im Durchschnitt 678 Minuten (11,3 Stunden) meines Tages auf dem Festival verbracht.

Berücksichtigen wir nun noch, dass ich zwischendurch auch mal geschlafen habe, ergibt sich folgendes: Ich rechne von einer durchschnittlichen Schlafzeit von 7 Stunden. Hier handelt es sich natürlich um einen gerundeten Wert, da die Start- und Endzeiten der Festivaltage unterschiedlich waren. Ich kann meine Schlafzeiten aber in etwa nachprüfen und komme dabei auf dieses Ergebnis.

Also: 7 Stunden zu den 11,3 Stunden addiert, ergeben 18,3 Stunden. Von einem 24 Stunden Tag hatte ich somit 5,7 Stunden zur Freizeitgestaltung übrig. In der Zeit habe ich übrigens meistens gefrühstückt und an dem ebenfalls hier erschienenen „Fantasy Traumfest Tagebuch“ geschrieben. 76,25% des Tages war ich entweder im Kino oder schlafen.

Finanzen

Jetzt habe ich aber genug Unfug mit der Zeit angestellt. Auf zum Geld.

Die Dauerkarte hat 185 Euro gekostet, ein normales Kinoticket für einen Festivalfilm dagegen 9 Euro. Bei 38 Filmen hätte ich somit 342 Euro ausgegeben, ganze 157 Euro mehr. Durch die Dauerkarte habe ich für einen Film 4,88 Euro bezahlt.

So ganz stimmt das aber nicht, denn man muss hier noch ein paar andere Dinge berücksichtigen. Zunächst bekommt man als Dauerkartenbesitzer ein paar Bonussachen: Ein T-Shirt und ein Schlüsselband. Ich schätze deren Wert einfach mal auf 15 Euro. Zudem habe ich noch ein Jahresabonnement der Gamestar gewonnen. Das kostet 59 Euro. Und acht Rollen Toilettenpapier habe ich auch noch bekommen. Das setze ich mal bei 3 Euro an (keine Ahnung was Toilettenpapier kostet). Das ergibt einen „Gewinn“ von $15 + 59 + 3 = 77$ Euro. Von dem Dauerkartenpreis abgezogen ergibt das nur noch 108 Euro. Nun habe ich nur noch 2,84 Euro für einen Film bezahlt. Das ist doch fast geschenkt!

Beziehen wir den (normalen) Dauerkartenpreis aber mal auf die Filmanzahl. Für 185 Euro hätte ich bei 9 Euro pro Film 20,6, also nur 20 Filme sehen können. Dadurch habe ich 18 Filme umsonst sehen dürfen.

Bewegung

Hier noch etwas für die Nörgler, die immer sagen „Aber du musst dich mehr bewegen!“. Das habe ich nämlich. Hier die Daten meines Schrittzählers für die Tage 2-8:

Tag 2: 3.640 Schritte.

Tag 3: 3.746 Schritte.

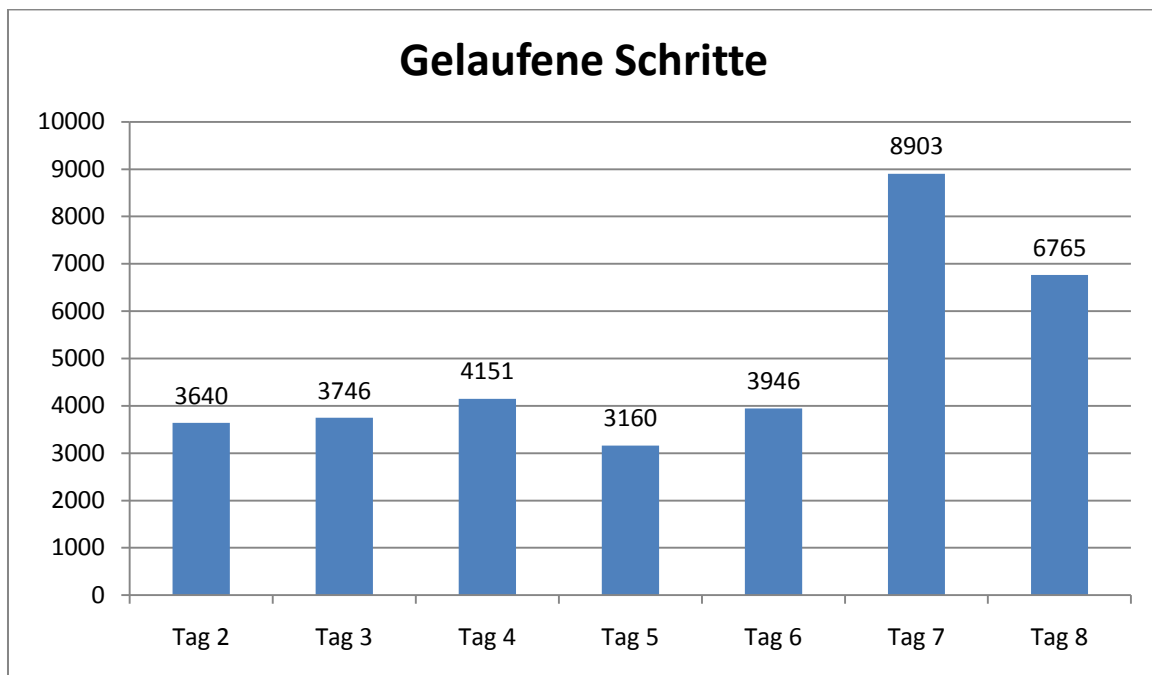
Tag 4: 4.151 Schritte.

Tag 5: 3.160 Schritte.

Tag 6: 3.946 Schritte.

Tag 7: 8.903 Schritte.

Tag 8: 6.765 Schritte.



Das ergibt 34.311 Schritte in 7 Tagen, also 4.902 Schritte am Tag. Nehmt das, Nörgler! Was auch immer „das“ jetzt heißen mag. An Tag 7 hatte ich übrigens unglaublichen Hunger und bin deswegen zwischen jedem Film in die Stadt gerannt und habe etwas gegessen.

Vorbereitung für nächstes Jahr

Abschließend möchte ich mich noch auf das nächste Festival vorbereiten. Dafür habe ich mir ein ausgefeiltes System überlegt: Ich beziehe die Länge der Filmtitel (Wörter, nicht Buchstaben) auf die Benotung, um so zu sehen, wie lang der Filmtitel eines guten Films ist! Auf geht's (Wörter, Zeichen und Zahlen zählen jeweils als ein Wort):

1 Wort: $3 \times 1 + 4 \times 2 + 2 \times 4 + 1 \times 5 = 24$, Durchschnitt: 2,40.

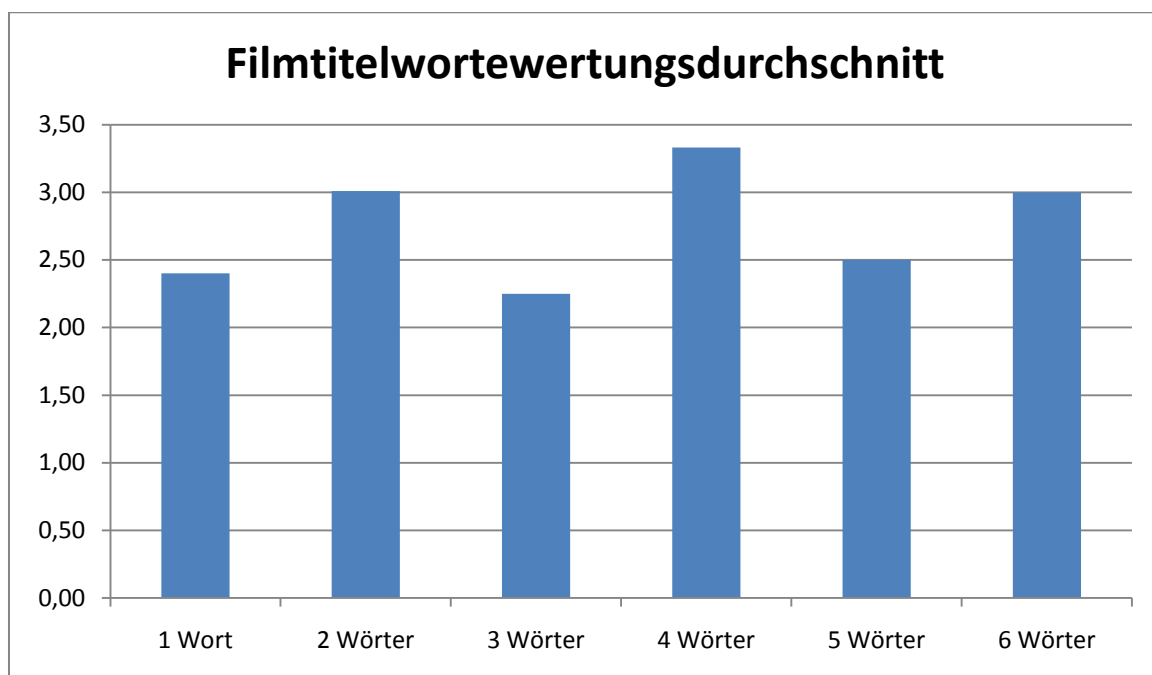
2 Wörter: $3 \times 1 + 3 \times 2 + 1 \times 3 + 3 \times 4 + 2 \times 5 + 1 \times 6 = 40$, Durchschnitt: 3,01.

3 Wörter: $3 \times 1 + 2 \times 2 + 2 \times 3 + 1 \times 5 = 18$, Durchschnitt: 2,25.

4 Wörter: $1 \times 2 + 1 \times 3 + 1 \times 5 = 10$, Durchschnitt: 3,33.

5 Wörter: $1 \times 1 + 1 \times 4 = 5$, Durchschnitt: 2,50.

6 Wörter: $2 \times 3 = 6$, Durchschnitt: 3,00.



Somit steht fest, dass ich nächstes Jahr, ohne irgendwelche Informationen im Programmheft nachzulesen, auf jeden Fall jeden Film sehen werde, dessen Titel 3 Wörter beinhaltet. Um Filme mit Titeln bestehend aus 4 Wörtern werde ich dagegen einen großen Bogen machen. Gute Vorbereitung ist einfach alles!

Zum Abschluss noch eine kleine Warnung: Das Wort „The“ deutet bekanntlich auf eine gewisse Kreativitätslosigkeit bei der Filmtitelwahl hin. Das ist ein Fakt, den ich endlich bewiesen habe! Auf dem Festival habe ich ganze 15 Filme mit diesem abartigen Wort im Titel gesehen und der Notendurchschnitt lag hier bei 3,53! Unterdurchschnittlich! Ein langweiliger Titel deutet also auch auf fehlende Kreativität im eigentlichen Film hin! Ich bitte dies von nun an zu berücksichtigen!

Hiermit beende ich meine Abschlussanalyse. Ich habe alles berechnet, was es zu berechnen gab. Glaube ich zumindest. Wenn noch jemand eine Idee hat, kann er sich natürlich bei mir melden und ich werde sehen, was ich tun kann.

Nun möchte ich aber schweigen. Ich habe eine Woche lang an diesem Text gearbeitet und werde mir nun eine Stunde Urlaub gönnen. Ich hoffe ihr hattet euren Spaß (ich hatte ihn) und somit wünsche ich euch allen noch ein schönes Leben.

Quellenangaben

- Alle Texte habe ich (Sven Himmen) selbst verfasst.
- Die Bilder stammen von <http://www.f3a.net>.

P.S.: Wer jetzt immer noch wissen möchte wie ich das „Fantasy Filmfest 2010“ fand ist ein Idiot.